

Jules Verne

Das Karpathenschloß

1. KAPITEL

Die folgende Erzählung ist nicht phantastisch, sie ist nur romantisch.

Es würde ein Irrtum sein, wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit zu glauben, daß sie nicht wahr wäre. Wir leben in einer Zeit, wo alles möglich ... ja man wäre berechtigt zu sagen, wo alles schon vorgekommen ist. Wenn unsere Erzählung heute auch nicht wahrscheinlich sein sollte, so ist sie es vielleicht schon morgen, dank der wissenschaftlichen Hilfsmittel, die sich der Zukunft bieten, und dann würde es niemandem in den Sinn kommen, sie als sagenhaft zu bezeichnen. Heute, nah dem Abschluß des so praktischen, so positiven 19. Jahrhunderts, entstehen übrigens keine Sagen mehr, weder in der Bretagne, dem Gebiet der wilden Korrigans, noch in Schottland, der Heimat der Brownies (Heinzelmännchen) und der Gnomen; weder im sagenumwobenen Norwegen, dem Vaterland der Asen, Elfen, Sylphen und Walküren, noch auch in Transsilvanien (Siebenbürgen), wo die mächtige Kette der Karpathen für Geisterbeschwörungen und Geistererscheinungen

einen so günstigen Boden bietet, obwohl wir hierzu die Bemerkung nicht unterdrücken dürfen, daß gerade im transilvanischen Land der Aberglaube früherer Zeiten noch in üppiger Blüte steht.

Gerando hat dieses entlegene Gebiet Europas beschrieben, Elisee Reclus hat es besucht. Beide erwähnen nichts von den Vorkommnissen, worauf unsere Erzählung beruht. Vielleicht hatten sie davon Kenntnis, wollten ihnen aber keinen Glauben beimessen. Das ist schon deshalb zu bedauern, weil der eine diese Ereignisse mit der Verlässlichkeit des Geschichtsschreibers wiedergegeben, der andere sie mit dem unbewußten poetischen Schwung geschildert hätte, der seine Reiseberichte so vorteilhaft auszeichnet.

Da das also beide unterlassen haben, will ich versuchen, es für sie zu tun.

Am 29. Mai eines der letzten Jahre hütete ein Schäfer seine Herde am Rand eines grünen Wiesenplans am Fuß des Retyezat, der ein mit geradästigen Bäumen besetztes und mit reichen Ackerfeldern geschmücktes Tal überragt. Über jene offene, ganz schutzlose Hochfläche streichen zur Wintersonne die Galernen, das sind die scharfen, schneidenden Nordwestwinde, wie das Messer des Barbiers. Man sagt dann auch dort zu Lande, daß die Höhe sich – und zuweilen sehr glatt – »rasiert«.

Jener Schäfer zeigte in seinem Äußeren nichts Arkadisches und auch nichts Bukolisches in seiner Haltung. Es war kein Daphnis, Amyntas, Tityros, Lycidas oder Meliböus. Der Lignon murmelte nicht zu seinen mit plumpen Holzschuhen beschwerten Füßen; die walachische Sil war

es, die mit ihrem klaren, frischen Gewässer würdig gewesen wäre, durch die Windungen des Romans ›Astree‹ zu fließen.

Frik, Frik aus der Dorfschaft Werst – so nannte sich der ländliche Hirt – selbst ebenso vernachlässigt wie seine Tiere, schien wie geschaffen, mit in dem am Eingang des Dorfs errichteten schmutzigen Nest zu wohnen, in dem auch seine Schafe und Schweine in empörendem Schlamm und Unrat hausten, wie das übrigens für alle Schäfereien des Komitats gleichermaßen zutrifft.

Das *immanum pecus* weidet also unter der Obhut des genannten Frik ... *immanior ipse*. Auf einem Haufen zusammengesetzten Grases ausgestreckt, schlief er mit dem einen und wachte mit dem anderen Auge, immer die dicke Tabakspfeife im Mund; nur dann und wann rief er seine Hunde an, wenn sich ein Lamm zu weit vom Weideplatz verirrt, oder ließ er einen schrillen Pfiff ertönen, den das Echo von den Bergwänden vielfach wiederholte.

Es war jetzt 4 Uhr nachmittags. Die Sonne begann zu sinken. Einzelne Felsengipfel im Osten, deren Fuß sich in waldenden Dunstwolken badete, erglänzten schon im Abendlicht. Nach Südwesten zu ließen zwei Lücken der Bergkette ein schräges Strahlenbündel hereinfallen, so wie ein Lichtstreifen durch wenig geöffnete Türen dringt.

Das Gebirgssystem der Gegend gehörte zu dem wildesten Teil Transsilvaniens, der im Komitat Klausenburg oder Kolosvar zu suchen ist.

Ein merkwürdiges Bruchstück des österreichischen Kaisertums, dieses Transsilvanien, das »Erdely« in magyarischer Sprache, das heißt »das Land der Wälder«. Im Norden und Westen wird es von Ungarn begrenzt; im Süden

berührt es die Walachei und im Osten die Moldau. Bei einer Fläche von 60.000 Quadratkilometern oder 6 Millionen Hektar – das ist fast der zehnte Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie – erscheint es als eine Art Schweiz, ist aber, obwohl um die Hälfte größer als der helvetische Staatenbund, doch nicht volkreicher als jene. Mit seinen dem Ackerbau erschlossenen Hochebenen, den üppigen Weideflächen, den nach allen Richtungen hin streichenden Tälern und seinen schroff aufstrebenden Felsriesen, wird Transsilvanien, das die vielen plutonischen Höhenzüge der Karpathen fast überall streifig bedecken, von zahlreichen Wasserläufen durchzogen, von Zuflüssen der Theiss und der stolzen Donau, in der das sogenannte Eiserne Tor wenige geographische Meilen weiter im Süden den Abfall der Balkankette zwischen der Grenze Ungarns und des osmanischen Reichs verschließt.

So erscheint das Bild des alten Daciens, das Trajan im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eroberte. Die Unabhängigkeit, der es sich unter Johann Zäpoly und dessen Nachfolgern bis zum Jahr 1699 erfreute, hatte ein Ende mit Leopold I., der das Gebiet dem der österreichischen Kronländer einverleibte. Trotz veränderter politischer Verhältnisse ist es aber stets der Wohnsitz verschiedener Rassen geblieben, die hier miteinander in Berührung stehen, doch nicht verschmelzen, die Heimat von Walachen oder Rumänen, von Ungarn, Zigeunern, Szeklern moldauischer Abstammung, und auch von Sachsen, die durch Zeit und Umstände sich zugunsten der transsilvanischen Einheit doch schließlich »magyarisieren« dürften, so hartnäckig sie bisher auch ihre Stammeseigentümlichkeit behaupteten.

Welchem Typus der Schäfer Frik angehörte und ob er etwa ein entarteter Nachkomme der alten Dacier war, das hätte man angesichts seines wirren Haarschopfs, des nicht gerade sauberen Gesichts, des struppigen Barts, der dichten, wie aus rötlichen Borsten gebildeten Augenbrauen und der zwischen grün und blau schillernden, stechenden, doch am Hornhautrand schon den sogenannten Greisenbogen zeigenden Augen des Mannes nur schwer bestimmen können. Daß er bereits 65 Jahre zählte, konnte man schon leichter sehen. Dabei war er groß, sehnig und hielt sich straff unter dem weichen Filzhut, der allerdings weniger Haare zeigte als seine halb entblößte Brust – kurz, ein Maler würde ihn, wenn er so, auf den langen Stab mit Krähenschnabelgriff gestützt, unbeweglich wie ein Felsen dastand, gewiß gern als Modell benutzt haben.

Als die Sonnenstrahlen sich durch die Berglücke im Westen Bahn brachen, drehte Frik sich um; dann formte er aus der halb eingeschlagenen Hand eine Art Fernrohr – so als hätte er sie als Sprachrohr verwendet, wenn er sich weit hin vernehmbar machen wollte – und blickte aufmerksam in jener Richtung hinaus. Am hellen Hintergrund des Horizonts erhoben sich in einer Entfernung von 1 Meile und deshalb stark verkleinert die Umrisse einer Burg. Dieser altertümliche Schloßbau nahm auf einem einzeln stehenden Seitengipfel des Bergs Vulcan den mittleren Teil eines Hochplateaus ein, das den Namen des Plateaus von Orgall führte. Bei dem schimmernden Licht hoben sich die Umrisse des Ganzen deutlich und mit derselben Schärfe wie stereoskopische Bilder vom Himmel ab. Nichtsdestoweniger

mußte das Auge des Hirten mit seltener Sehschärfe ausgestattet sein, um irgendeine Einzelheit der entfernten Gegenstände unterscheiden zu können.

Plötzlich rief er, den Kopf in die Höhe werfend: »Altes Schloß! Altes Schloß! Stütz du dich nur immer auf deine Grundfeste! Noch 3 Jahre, und es ist zu Ende mit dir, denn deine Buche hat nur noch drei Äste!«

Die betreffende, nah am Rand einer der Bastionen der Burg wurzelnde Buche erschien am Himmelsgrund wie ein feiner Scherenschnitt, und in dieser Entfernung würde sie wohl schwerlich für jemand anders als den Schäfer Frik sichtbar gewesen sein. Die Deutung jener geheimnisvollen Worte, die mit einer das Bergschloß betreffenden Sage in Beziehung stand, wird an passender Stelle folgen.

»Ja!« wiederholte der Mann, »nur drei Äste! Gestern waren es noch vier; der vierte ist aber im Lauf der letzten Nacht abgefallen ... jetzt steht nur noch ein Stumpf des stolzen Baums da. Ich zähle nur noch drei über dem starken Stamm ... nur noch drei, alte Burg ... nur noch drei lebende Äste!«

Stellt man sich einen Hirten von seiner idealen Seite vor, so erscheint er einem gewöhnlich als Denker oder Träumer; er unterhält sich mit den Planeten; er spricht mit den Sternen und versteht sich darauf, die Schrift des Himmels zu lesen. In Wirklichkeit ist er im allgemeinen ein unwissender, vernagelter Bursche. Trotzdem dichtete ihm die Leichtgläubigkeit so oft übernatürliche Fähigkeiten an; er versteht sich auf Hexerei je nach Laune; er wendet Verzauberungen durch Besprechen ab oder verzaubert selbst Mensch und Tier – was in diesem Fall ja fast aufs gleiche hinausläuft; er handelt mit sympathetischen Pülverchen; man kauft von

ihm Liebestränke und Zaubersprüche. Ja, es geht so weit, daß er die keimende Frucht der Ackerfurche tötet, indem er verhexte Kieselsteine hineinwirft, oder daß er die Schafe unfruchtbar macht, indem er sie mit dem linken Auge ansieht. Ein derartiger Aberglaube findet sich in allen Ländern und fand sich zu allen Zeiten. Selbst in zivilisierteren Ländern gehen gar viele Leute nicht an einem Schäfer vorüber, ohne diesem ein paar freundliche Worte zuzurufen, ohne ihm einen hergebrachten Gruß zu bieten, indem er speziell »Hirt« genannt wird, worauf der Mann besonderen Wert legt. Ein Abnehmen des Hutes schützt bereits gegen manches Übel, und in Transsilvanien ist man deshalb damit nicht sparsam.

Frik wurde nun als ein solcher Hexenmeister betrachtet, der Geistererscheinungen hervorzuzaubern vermochte. Nach Aussage der einen gehorchten ihm die Vampire und die Stryges; nach der anderer konnte man ihn bei abnehmendem Mond in halbfinsternen Nächten, wie in anderen Gegenden das Gespenst des Großen Schalttags, auf dem Schutzdach von Mühlrädern reiten sehen, von wo aus er mit den Wölfen schwatzte oder träumerisch zu den Sternen hinaufstarrte.

Frik ließ die Leute reden, denn er stand sich ganz gut dabei. Er verkaufte Zaubermittel ebenso wie Schutzmittel dagegen. Doch war er, wohl zu bemerken, nicht weniger gläubig als seine Kundschaft, und wenn er vielleicht auch an seinen eigenen Zauberkraften zweifelte, so galt ihm doch der Inhalt der landläufigen Sagen als unbestreitbare Wahrheit.

Hiernach kann es nicht Wunder nehmen, daß er sich jene, das baldige Verschwinden der Burg betreffende Vorhersage zurechtlegte – da die Schicksalsbuche jetzt bis auf drei Äste zusammengebrochen war – und daß er sich beeilte, diese Neuigkeit in Werst bekanntzugeben.

Nachdem er also seine Herde zusammengerufen hatte, indem er mit vollen Backen eine aus weißem Holz geschnittene Schäferpfeife anblies, schlug Frik den Heimweg zum Dorf ein. Die Tiere in Ordnung haltend, folgten ihm seine Hunde – zwei Terrierbastarde, bissige, wilde Köter, die mehr geschaffen schienen, Lämmer zu zerfleischen als sie zu beschützen. Die Herde bestand aus etwa 100 Widdern und Schafen; darunter etwa einem Dutzend Lämmern, sonst aber aus 3 bis 4jährigen Tieren mit vier und mit sechs Zähnen.

Diese Herde gehörte dem Ortsrichter von Werst, dem Birö Koltz, der der Gemeinde einen tüchtigen Weidepacht bezahlte und seinen Schäfer Frik hoch schätzte, weil er ihn als ebenso brauchbar bei der Schur, wie erfahren in der Behandlung der Schafkrankheiten, der Drehkrankheit, des Leberwurms, der Trommelsucht, der Pocken, der Unfruchtbarkeit und anderer ähnlicher Störungen kannte.

Die Tiere zogen in geschlossenen Haufen dahin, voran der Leithammel mit der Glocke und ein altes Mutterschaf mit Schellenhalsband, die beide inmitten des Geblöks »den Ton angaben«.

Vom Weideplatz aus schlug Frik einen breiten, von ausgedehnten Feldern umgebenen Fußweg ein. Hier wogten die prächtigen Halme eines Getreides, das ebenso hoch im Stroh, wie lang in den Ähren war; dort wucherten üppige Kulturen von »Kukuruz«, dem Mais des Landes. Der Weg

führte zum Saum eines aus Fichten und Tannen bestehenden Waldes, der in seinem Schatten erquickende Kühle bot. Weiter unten schlängelte sich das spiegelnde Band der Sil hin, deren Wasser sich an den Kieseln des Grundes klärte, und auf der Stämme und Klötze aus den stromaufwärts liegenden Sägemühlen hinabschwammen.

Hunde und Schafe machten am rechten Ufer des Flusses halt und stillten gierig ihren Durst am steilen Rand, dessen Rosengebüsch sie durchbrochen hatten.

Werst lag nur wenige Flintenschuß weit von hier entfernt, und zwar jenseits eines dichten, halbhothen Weidengebüschs mit natürlich entwickelten Bäumen, nicht solchen verkrüppelten Kopfweiden, deren Zweigruten nur wenige Fuß über der Wurzel ausstrahlen. Dieses Weidengebüsch erstreckte sich bis zu den Abhängen des Vulcan, auf dem das gleichnamige Dorf den Vorberg eines nach Süden verlaufenden Zweigs des Plesagebirges einnimmt.

Die Landschaft war jetzt menschenleer. Die Feldarbeiter kehrten erst mit einbrechender Dunkelheit an den häuslichen Herd zurück, und Frik hätte jetzt wohl kaum Gelegenheit gefunden, den althergebrachten ›Guten Tag!‹ mit ihm beegnenden Leuten zu wechseln. Nachdem seine Tiere sich gesättigt hatten, wollte er eben in einen verschlungenen Talweg einbiegen, als ihm, etwa 50 Schritte stromabwärts der Sil, ein dort auftauchender Mann in die Augen fiel.

»He! Guter Freund!« rief dieser dem Hirten zu.

Es war einer jener fremden Händler, die alle Märkte des Komitats besuchen und die man dazwischen in Städten, Flecken und selbst in den geringsten Dörfern antrifft. Sich

den Leuten verständlich zu machen, ist ihnen eine Kleinigkeit, sie sprechen eben alle Mundarten. Niemand hätte sagen können, ob der hier Erschienene ein Italiener, Sachse oder Walache war; man erkannte aber leicht, daß er Jude, polnischer Jude war, an seiner langen hageren Gestalt, der gebogenen Nase, dem spitz auslaufenden Vollbart, wie an der vorspringenden Stirn und den lebhaften Augen darunter.

Dieser Hausierer handelte mit Brillen, kleinen optischen Instrumenten, Thermometern, Barometern, geringwertigen Wanduhren und dergleichen. Was nicht in seinem, an starken Achselgurten hängenden Warenkasten untergebracht war, das hing ihm am Hals und am Gürtel – ein richtiger wandelnder Kramladen.

Wahrscheinlich hegte auch dieser Jude die Achtung, vielleicht die stille Scheu, die nun einmal alle Schäfer anderen Leuten einflößen. So begrüßte er denn Frik zunächst mit einer Handbewegung. Dann begann er in rumänischer Sprache, diesem Gemenge aus Latein und Slawisch, mit fremdem Tonfall: »Es geht Euch doch nach Wunsch, guter Freund?«

»Jawohl ... je nach Witterung«, antwortete Frik.

»Dann geht's Euch heute also gut, denn es ist schönes Wetter.«

»Und morgen desto schlechter, denn da wird's regnen.«

»Regnen?« rief der Händler. »Regnet's in Eurem Land auch ohne Wolken?«

»Nun, Wolken werden diese Nacht schon kommen ... und zwar von da draußen ... von der schlimmen Seite des Berges.«

»Woran erkennt Ihr das?«

»An der Wolle meiner Schafe, die starr und trocken wie geerbte Haut ist.«

»Das ist allerdings eine schlimme Aussicht für die, die draußen im Freien arbeiten.«

»Und desto angenehmer für die, die in ihrem Haus unterm Dach bleiben können.«

»Gewiß, Schäfer; doch dazu muß man auch ein Haus besitzen.«

»Habt Ihr Kinder?« fragte Frik weiter.

»Nein.«

»Seid Ihr verheiratet?«

»Nein.«

Die Fragen stellte Frik, weil sie hier landesüblicherweise an jeden gerichtet werden, dem man auf der Landstraße begegnet.

Dann fuhr er fort: »Woher kommt Ihr, Hausierer?«

»Von Hermannstadt.«

Hermannstadt ist eine der bedeutendsten Städte Siebenbürgens. Von dort aus gelangt man in das bis nach Petroseny herabreichende Tal der ungarischen Sil.

»Und Ihr geht ...?«

»Nach Kolosvar.«

Um nach Kolosvar (Klausenburg) zu kommen, hat man sich weiterhin im Tal des Maros zu halten und erreicht dann über Karlsburg, an den ersten Ausläufern der Bilarberge entlang, die Hauptstadt des Komitats. Die Wegstrecke beträgt etwa 20 Meilen (150 Kilometer).

Diese Händler mit Thermometern, Barometern und allerhand Kleinkram erscheinen immer wie Gestalten besonderer – nur nicht hofmännischer – Art. Das liegt in ihrem Geschäft. Sie »verkaufen Zeit und Wetter«, in jeder Form,

die Zeit, wie sie verfließt, das Wetter, wie es eben ist und wie es sein wird, wie andere »zweibeinige Ballentiere« mit Körben, Strick und Baumwollwaren handeln. Man wäre versucht, sie Reisende des Hauses Saturn & Co. – mit dem »Goldenen Stundenglas« als Warenschutzmarke – zu nennen. Zweifelsohne machte der Handelsjude diese Wirkung auf den biedereren Frik, der verwundert diese Menge von Gegenständen betrachtete, die ihm so gut wie neu waren und deren Bestimmung er nicht kannte.

»He, Hausierer«, fragte er, den Arm vorstreckend, »wozu dient das Ding da, das wie die Zähne eines alten Gehenkten an Eurem Gürtel klappert?«

»Oh, das sind lauter wertvolle Sachen«, erwiderte der Fremde, »lauter Dinge, die all und jedem nützlich sind.«

»All und jedem«, entgegnete Frik augenzwinkernd, »auch für einen Schäfer?«

»Auch jedem Schäfer und Hirten.«

»Und das lange glänzende Ding da?«

»Dieses Instrument«, belehrte ihn der Jude, indem er ein Thermometer in der Hand auf und ab gleiten ließ, »sagt Euch, ob es warm oder kalt ist.«

»Aber, guter Freund, das weiß ich doch allein, wenn ich unter der dünnen Jacke schwitze oder unter dem dicken Flausrock friere.«

Offenbar genügten solche Wahrnehmungen einem Schäfer, der sich um das Warum dabei nicht kümmerte.

»Und die alte dicke Uhr dort mit dem einen Zeiger dran?« erkundigte er sich weiter und wies auf ein Aneroidbarometer.

»Das ist keine alte Uhr, sondern ein Instrument, das Euch vorhersagt, ob's morgen schön sein oder regnen wird.«

»Ist das wahr?«

»Gewiß, darauf könnt Ihr Euch verlassen.«

»Na, es mag ja sein; ich möchte das Ding aber doch nicht, selbst wenn's nicht mehr als einen Kreuzer kostete. Ich brauche ja nur nachzusehen, wie die Wolken durch die Berge ziehen oder ob sie hoch über deren Gipfeln hingehen, da weiß ich das Wetter auch für 24 Stunden im voraus. Da draußen, Ihr seht wohl den Nebel, der fast auf der Erde hinschleicht? Na, wie ich Euch sage, das bedeutet für morgen Wasser.«

Der Schäfer Frik, ein langgeschulter Wetterbeobachter, konnte in der Tat ohne ein Barometer auskommen.

»Da ist wohl die Frage überflüssig, ob Ihr vielleicht eine Uhr braucht?« nahm der Handelsjude wieder das Wort.

»Eine Uhr? Ach, ich habe eine, die geht ganz allein und hängt mir, wo ich gehe und stehe, über dem Kopf – das ist die Sonne da oben. Seht Ihr, Freundchen, wenn die sich über die Spitze des Roduk da drüben stellt, dann ist es Mittag, und wenn sie durch das Loch des Egelt guckt, ist es 6 Uhr abends. Das wissen meine Schafe ebenso gut wie ich; die Schafe und die Hunde erst recht. Da behaltet nur Euren Kram.«

»Allerdings«, bemerkte der Händler, »wenn ich nur Schäfer als Kunden hätte, würd' es mir schwer werden, etwas zu verdienen. Ihr braucht also gar nichts von meinen Waren?«

»Nicht das Geringste!«

Die billigen Ramschwaren des Juden waren übrigens auch wirklich nicht viel wert; die Barometer zeigten gerade dann nicht auf »Schön Wetter« oder »Veränderlich«, wenn

es ihre Pflicht gewesen wäre, und die Uhrzeiger bezeichneten die Stunden zu lang oder die Minuten zu kurz – mit einem Wort, der Jude trug den reinen Ausschuß trödeln. Den Schäfer mochte auch ein gewisses Mißtrauen beschleichen, denn er machte gar keine Miene, den Beutel zu ziehen. Da, als er schon den langen Stab zum Weitergehen bewegte, tippte er noch auf eine Art Röhre, die am Tragegurt des Hausierers hing, und sagte: »Wozu dient denn die kleine Röhre hier?«

»Diese Röhre ist keine simple Röhre.«

»Na, es ist doch auch kein Ofenrohr?«

Der Schäfer verstand darunter eine Art altmodischer Pistole mit erweiterter Mündung.

»Nein«, erklärte der Jude, »das ist ein Fernrohr.«

Es war in der Tat eines jener Jahrmarktinstrumente, die die betrachteten Gegenstände fünf bis sechsmal vergrößern oder sie um ebensoviel näher zu bringen scheinen, was ja in der Wirkung aufs selbe hinausläuft.

Frik hatte das Fernrohr losgebunden; er betrachtete es genau, drehte und wendete es nach allen Seiten und verschob die Einzelzylinder übereinander.

Dann richtete er wie ungläubig den Kopf hoch auf.

»Ein Fernrohr?« fragte er.

»Ja, Schäfersmann, und zwar ein ganz ausgezeichnetes, das Euch befähigt, viel weiter als gewöhnlich zu sehen.«

»Oho, ich habe sehr gute Augen, Freundchen. Bei klarer Luft erkenne ich die entlegensten Felsen bis zur Spitze des Retyezat und die letzten Bäume im Grund des Talwegs des Vulcan.«

»Ohne die Augen halb zu schließen?«

»Ohne solche Kunststückchen. Das verdank' ich dem heilsamen Tau, wenn ich am Abend bis zum Morgen unter freiem Himmel schlafe. Glaubt nur, das wäscht die Pupille rein.«

»Was, der Tau?« erwiderte der Hausierer. »Der macht ja die Leute weit eher blind.«

»Nur die Schäfer nicht!«

»Mag sein! Doch wenn Ihr auch gute Augen habt, meine sind doch noch besser, sobald ich sie ans Ende meines Fernrohrs bringe.«

»Das müßt' ich erst sehen.«

»Werft doch einmal selbst einen Blick durch das Fernrohr.«

»Ich?«

»Versucht's nur.«

»Und das kostet nichts?« fragte Frik, der von Natur etwas mißtrauisch vorsichtig war.

»Nichts . . . gar nichts, wenigstens wenn Ihr das Fernrohr nicht kauft.«

In dieser Hinsicht beruhigt, nahm Frik das Instrument, das der Hausierer für ihn passend einstellte. Nachdem er dann das linke Auge geschlossen hatte, brachte er das rechte nah an das Okular.

Erst blickte er in der Richtung des Vulcans und aufwärts nach dem Plesa hinaus. Nachher senkte er das Instrument und richtete es nach dem Dorf Werst hinab.

»Wahrlich«, rief er, »es ist doch richtig! Das trägt weiter als meine Augen. Da die Landstraße . . . ich erkenne darauf die Leute! Richtig, Nic Deck, der Förster, der mit der Flinte auf dem Rücken vom Rundgang heimkehrt, mit . . . «

»Wie ich's Euch sagte!« unterbrach ihn der Hausierer.

»Ja, richtig, das ist Nic!« fuhr der Schäfer fort. »Und wer ist das Mädchen im roten Rock und schwarzen Leibchen, das aus dem Haus von Meister Koltz tritt, wie um jenem entgegenzugehen?«

»Seht nur ordentlich hin, Schäfer, und Ihr werdet das Mädchen ebenso gut erkennen, wie den jungen Mann ... «

»Ja, wirklich, das ist Miriota, die schöne Miriota! – Oh, diese verliebten Leute! Jetzt sollen sie aber auf der Hut sein, denn ich habe sie hier deutlich am Ende des Fernrohrs, und es entgeht mir keine Zärtlichkeit.«

»Nun, was sagt Ihr jetzt von dem Instrument?«

»Was soll ich sagen? – Daß man damit weiter sehen kann als sonst.«

Wenn Frik in seinem Leben noch niemals durch ein Fernrohr geblickt hatte, mußte das Dorf Werst doch wohl zu den Ortschaften des Komitats Klausenburg gehören, die am weitesten hinter der Zeit zurückgeblieben waren. Und daß es so war, wird der Leser bald selbst erkennen.

»Jetzt, Schäfer«, fuhr der Fremde fort, »schaut noch einmal hindurch, aber weiter als nach Werst. Das Dorf liegt viel zu nah. Sehr darüber hinaus, weit, weit hinaus!«

»Und das kostet auch nicht mehr?«

»Keinen Heller mehr.«

»Gut. Ich will mich einmal in der Gegend der ungarischen Sil umsehen. Aha, da ist der Kirchturm von Livadzel! Den erkenn' ich an dem Kreuz, woran der eine Arm fehlt. Da ... und weiter draußen seh' ich den Turm von Petroseny, auch seinen Weißblechwetterhahn mit geöffnetem Schnabel, so als wollte er seine Glucken rufen! Und ganz unten ... das muß der Turm von Petrilla sein. Doch, nicht

wahr, Hausierer, Ihr sagtet, das kostet deshalb immer nicht mehr.«

»Das Hindurchsehen kostet nichts, Schäfer.«

Frik wandte sich jetzt dem Plateau von Orgall zu; dann folgte er mit dem Fernrohr den Waldmassen im Schatten der Abhänge des Plesa, und schließlich trat die Burg in das Sehfeld des Glases.

»Richtig!« rief er. »Der vierte Ast liegt zu Boden ... ich habe doch richtig gesehen! Na, den wird auch keiner aufheben, um ihn am Johannisfest als hübsche Fackel zu gebrauchen. Nein, keiner ... nicht einmal ich selbst! Das hieße ja Leib und Seele der Hölle verschreiben! Doch keine Sorge; einen gibt's doch, der ihn noch diese Nacht in seiner Hölenküche verbrennen wird ... das ist der Chort!«

Der Chort – so heißt der Teufel, wenn er hier im Land im Gespräch genannt wird.

Der Jude hätte vielleicht nach einer Erklärung dieser Worte gefragt, die für jeden unverständlich sein mußten, der nicht aus Werst oder dessen Nachbarschaft stammte, doch schon rief Frik wieder mit einer aus Schrecken und Erstaunen gemischten Stimme: »Da, was ist denn das? Ein Dunst, der über dem alten dicken Turm schwebt? Ist's denn wirklich nur Dunst? Nein, das könnte man für Rauchwolken halten! Unmöglich! Seit langen, langen Jahren haben die Schornsteine der Burg nicht mehr geraucht!«

»Wenn Ihr da draußen Rauch seht, Schäfer, dann wird's schon Rauch sein.«

»Nein, Hausierer, nein! Wahrscheinlich ist nur das Glas Eures Instruments angelaufen.«

»Dann wischt es doch ab.«

»Und wenn ich das täte.«

Frik drehte das Fernrohr um und setzte es, nachdem er die Gläser mit dem Ärmel abgerieben hatte, wieder vor das Auge.

Es war tatsächlich eine Rauchsäule, die dort aus dem Wartturm aufwirbelte. Bei der ganz stillen Luft stieg sie kerzengerade empor und verschwamm schließlich im Dunst der Höhe.

Frik stand wie versteinert und sprach kein Wort. Seine ganze Aufmerksamkeit wandte er der Burg zu, nach der schon der Schatten der Täler unter dem Plateau von Orgall langsam emporschlich.

Plötzlich ließ er das Fernrohr herabsinken, griff nach dem kleinen Quersack, der unter seiner Jacke hing und fragte: »Was soll Euer Rohr kosten?«

»Anderthalb Gulden«, antwortete der Händler.

Er hätte das Fernrohr auch schon für 1 Gulden weggegeben, wenn Frik sonst Lust zum Kauf gezeigt hätte. Der Schäfer feilschte aber nicht. Offenbar unter dem Druck einer ebenso plötzlichen wie unerklärlichen Verblüffung, senkte er die Hand in den Quersack und brachte das verlangte Geld hervor.

»Kauft Ihr das Fernrohr für Euch selbst?« fragte der Hausierer.

»Nein, für meinen Herrn, den Ortsrichter Koltz.«

»Dann gibt er Euch zurück, was ... «

»Jawohl, die 2 Gulden, die es mich gekostet hat.«

»Wie, die 2 Gulden, sagt Ihr?«

»Natürlich. Und nun Gute Nacht, Freundchen.«

»Gute Nacht, Schäfersmann!«

Frik piffte die Hunde heran, ließ diese die Herde zusammentreiben und zog rasch in Richtung Werst davon.

Der Jude, der ihm nachschaute, schüttelte leicht den Kopf, als ob er es mit einem halben Narren zu tun gehabt hätte.

»Hätt' ich das gewußt«, murmelte er vor sich hin, »dann würd' ich ihm das Fernrohr etwas teurer verkauft haben!«

Nachdem er dann seine Waren am Gürtel und auf den Schultern wieder geordnet hatte, schlug er, am rechten Ufer der Sil hinabwandernd, den Weg nach Karlsburg ein.

Wohin er ging, hat für uns keine weitere Bedeutung. Er taucht nur dieses einzige Mal in unserer Erzählung auf. Der Leser wird ihn nicht wieder zu sehen bekommen.

2. KAPITEL

Mag es sich um Felsenmassen handeln, die in grauer Vorzeit, als der Erdboden noch nicht zur Ruhe gekommen war, von der starken Hand der Natur übereinandergetürmt worden waren, oder um Bauwerke der schwachen Menschenhand, über die der Hauch von Jahrhunderten hinweggestrichen ist – immer bleibt der Anblick nahezu derselbe, sobald man sie aus einigermaßen größerer Entfernung betrachtet. Was rohes und was künstlich bearbeitetes Gestein ist – beides verschmilzt sehr leicht ineinander. Von weitem weisen beide dieselbe Färbung, dieselben Züge und denselben Verlauf der Linien nach der Perspektive auf und gleichmäßig deckt sie die grünliche Patina der Jahrhunderte.

So verhielt es sich auch mit der Burg – gewöhnlich »das Karpathenschloß« genannt. Es wäre ganz unmöglich gewesen, seine unbestimmten Formen auf jener Hochfläche von Orgall, die es zur Linken des Vulcangipfels krönte, deutlich zu erkennen, besonders, da sich das Bauwerk von

den da hinter noch aufstrebenden Bergketten nicht besonders abhebt. Was man versucht ist, für einen hohen Wartturm zu halten, ist vielleicht nichts als ein steil aufsteigender schlanker Felsen. Wer darauf hinblickt, glaubt wohl den Zinnenrand einer Mauer da zu erkennen, wo sich nur ein ausgezackter steiniger Grat ausdehnt. Das ganze Bild ist schwach, unbestimmt, verschwommen. Nach der Ansicht verschiedener Touristen besteht das ganze Karpathenschloß überhaupt nur in der Einbildung der Bewohner des Komitats.

Offenbar hätte man sich von dem wahren Sachverhalt sehr einfach überzeugen können, wenn jemand mit Hilfe eines landeskundigen Führers aus Vulcan oder aus Werst den Talweg durchschritten, dann die Berghöhe erstiegen und die vielgenannte Burg an Ort und Stelle in Augenschein genommen hätte. Leider wäre ein Führer nur noch weit schwieriger aufzutreiben, als der nach dem Schloß leitende Weg aufzufinden gewesen. Hier, im Land der beiden Sil, hätte man keinen Menschen überreden können, selbst für die reichlichste Belohnung einen Fremden zum Karpathenschloß zu führen.

Lassen wir das übrigens beiseite, so wäre von jenem alten Ritterwohnsitz etwa folgendes zu sehen gewesen – das heißt im Sehfeld eines mächtigeren und besseren Fernrohrs als durch das Nürnberger Instrument, das der Schäfer Frik für Meister Koltz erstanden hatte.

800 bis 900 Fuß unter dem Paß von Vulcan befand sich eine sandsteinfarbene Umfassungsmauer, begrenzt mit dichtem Gewirr genügsamer Schlingpflanzen, die sich auf eine

Strecke von 400 bis 500 Toisen (780 bis 975 Meter) ausdehnte und dabei den Wellenlinien des Erdbodens folgte. An jeder Ecke eine ausspringende Winkelbastion, von denen die rechts gelegene – auf der auch die berühmte Buche stand, noch ein kleines Wachthäuschen oder mehr eine Art Schilderhaus mit spitzem Dach trug; links erhoben sich mehrere von durchbrochenen Strebepfeilern gestützte Mauern und diese überragte das Türmchen einer Kapelle, deren gesprungene Glocke zum Entsetzen der Bewohner der ganzen Umgebung ertönte, wenn die Stöße des Sturmwindes sie in Bewegung setzten; in der Mitte endlich erhob sich das Schloß, gekrönt von einer zinnenumschlossenen Plattform, mit drei übereinanderliegenden Reihen von Fenstern, deren Scheiben in Blei gefaßt waren und deren unterste Reihe ein runder, terrassenartiger Balkon begleitete; auf der Plattform war schließlich eine hohe Metallstange errichtet, an deren Spitze das Kennzeichen der Feudalherrschaft, ein halb vom Rost zerfressener Wetterhahn, sich knarrend im Wind drehte.

Niemand hatte eine Ahnung davon, was jene da und dort zerfallene Umfassungsmauer umschließen mochte, und ob sich im Innern des Schlosses noch ein bewohnbarer Raum befand, ebensowenig, ob vielleicht eine Zugbrücke und ein Ausfalltor noch den Zutritt gestatteten. Obwohl das Karpathenschloß tatsächlich besser erhalten war, als es sein Aussehen verriet, schützte es noch heute eine Art ansteckende Scheu, verstärkt von dem ländlichen Aberglauben ebenso gut, wie es früher nur seine Donnerbüchsen, Feldschlangen, Bombarden, seine Mörser und andere Artilleriemaschinen vergangener Tage geschützt hatten.

Und doch hätte das Karpathenschloß den Besuch von Touristen und Altertumsfreunden gewiß gelohnt. Seine Lage am Rand der Hochfläche des Orgall war ausnehmend schön. Von der oberen Plattform des Wartturms kann der Blick ungehindert bis zu den entferntesten Linien der Bergzüge hinausschweifen. Im Hintergrund verläuft die hohe wellenförmige und launenhaft verzweigte Kette, die die Grenze der Walachei bezeichnet. Davor höhlt sich das gewundene Tal des Vulcan aus, durch das die einzige gangbare Straße zwischen den Grenzprovinzen hinführt. Jenseits des Tals der beiden Sil liegen die Ortschaften Livadzel, Lonya, Petroseny und Petrilla, die alle an den Mündungen der hier ausgebeuteten reichen Kohlengruben gewachsen sind. Schon fast am Horizont liegen in malerischem Durcheinander verschiedene hohe Berggipfel aufeinander gesattelt, die am Fuß bewaldet, an den Seiten noch grün bedeckt und ganz oben kahl und öde sind und die von den steilen Gipfeln des Retyezat und des Paring¹ beherrscht werden. Noch weiter schließlich als das Tal des Hatszeg und der Lauf des Maros grüßen die im Höhendunst verschwimmenden Profile der mittleren transsilvanischen Alpen herüber.

In der trichterförmigen Mitte dieses Gebiets glänzte früher ein Binnensee, in den sich die beiden Sile ergossen, bevor sie sich einen Ausweg durch die Bergmauer gebrochen hatten. Jetzt bildet die Landstrecke nur eine gewaltige Kohlenlagerstätte mit all ihren Vorzügen und Nachteilen. Hochaufgemauerte Schornsteine vermischen sich mit dem Astwerk von Pappeln, Tannen und alten Buchen; ihr

¹Der Retyezat erhebt sich 2.496, und der Paring 2.414 Meter über die Meeresfläche.

schwärzlicher Qualm verpestet die Luft, die früher von erfrischendem Duft der Fruchtbäume und Blumen gesättigt war. Zu der Zeit, wo diese Erzählung spielt, hatte der Minenbezirk, obwohl ihn die Industrie in ihrer eisernen Hand hielt, noch nichts von der ihm von der Natur verliehenen Wildheit verloren.

Das Karpathenschloß stammt aus dem 12. oder vielleicht aus dem 13. Jahrhundert. Unter der Herrschaft der Häuptlinge oder Woiwoden jener Zeit, trachteten Klöster, Kirchen, Paläste und Schlösser nicht minder wie Flecken und Städte danach, sich eine Befestigung zu schaffen. Herrenleute und Bauern hatten sich gegen Angriffe aller Art zu wehren. Diese Umstände erklären es, daß der alte Wall der Burg, ihre Bastionen und der Wartturm das Aussehen eines Feudalsitzes erlangten, bei dem alles für eine wirksame Verteidigung vorgesehen war. Den Baumeister, der an dieser Stelle, in so gewaltiger Höhe einst die Mauern der Burg errichtet hatte, kennt niemand; nach unverbürgter Überlieferung soll es der Rumäne Manoli gewesen sein, der in den walachischen Sagen so vielfach gefeiert wird und der zu Curte d'Argis das berühmte Schloß Rudolphs des Schwarzen erbaut hat.

Herrschen also Zweifel bezüglich der Architekten, so ist das doch nicht der Fall bezüglich der Familie, die diese Burg besaß. Die Barone von Gortz waren schon seit undenklichen Zeiten die Herren des Landes gewesen. Sie kämpften wacker mit in allen Kriegen, die die transsilvanischen Provinzen mit Blut düngten, und schlugen sich gegen die Ungarn, die Sachsen und die Szekler; ihr Name erklingt in den »Cantices«, den »Doines« (Volksliedern), in denen das Andenken an jene traurigen Zeiten fortlebt; sie

führten als Devise das berühmte walachische Sprichwort: *Da pe maorte*, »gib bis zum Tod!« Und sie »gaben« immer, sie vergossen ihr Blut für die Sache der Unabhängigkeit – das Blut, das von den römischen Ahnen her in ihren Adern strömte.

Bekanntlich blieben alle Anstrengungen, alle Opfer erfolglos. Die Nachkommen jenes tapferen Volkes verfielen mehr und mehr unwürdiger Unterjochung. Jetzt haben sie keine politische Selbständigkeit mehr, drei schwere Niederlagen haben sie vernichtet. Die Walachen Transsilvaniens (Siebenbürgens) verzweifeln aber noch immer nicht, das heutige Joch einst wieder abzuschütteln. Die Zukunft gehört ihnen, und mit unerschütterlichem Vertrauen wiederholen sie die Worte, in denen sich ihr Leben und Streben zusammendrängt: *Röman on pere!* »Der Rumäne kann nicht untergehen!«

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts war der letzte Repräsentant der Herren von Gortz der Baron Rudolph. Im Karpathenschloß geboren, hatte er schon in zarter Jugend seine Familie rings um sich absterben sehen. Mit 22 Jahren stand er allein in der Welt. Alle seine Angehörigen waren Jahr für Jahr dahingegangen ... abgefallen wie die Äste der Schicksalsbuche, mit der der volkstümliche Aberglaube auch den Bestand der Burg selbst verknüpfte. Was sollte nun der Baron Rudolph – ohne Eltern, ja sogar ohne Verwandte – beginnen, um die Muße der drückenden Einsamkeit auszufüllen, die der Tod um ihn geschaffen hatte? Seinen Geschmack, seine Neigungen und Fähigkeiten hätte schwerlich jemand bestimmt erkennen können, außer daß der junge Mann eine unwiderstehliche Leidenschaft für die Musik

an den Tag legte, und vor allem für den Gesang der hervorragenden Künstler seiner Zeit. So überließ er das schon stark verfallene Schloß eines Tages der Pflege einiger alter Diener und ... verschwand. Später vernahm man von ihm nur, daß er sein übrigens sehr beträchtliches Vermögen dazu verwendete, die berühmtesten Musikstädte Europas und die Theater Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu besuchen, wo er seinen unersättlichen Dilettantenträumereien genüge tun konnte. War er nur ein exzentrischer Charakter oder ein halb Geisteskranker? Seine seltsame Lebensführung hätte fast das Letztere vermuten lassen.

Immerhin erlosch die Erinnerung an die Heimat keineswegs im Herzen des jungen Baron Rudolph von Gortz. Auch auf seinen weitausgedehnten Reisen hatte er das transsilvanische Vaterland nicht vergessen, so daß er sogar an einer jener blutigen Empörungen der rumänischen Bauern gegen die ungarischen Unterdrücker persönlich teilnahm.

Die Nachkommen der alten Dacier wurden besiegt und ihr Gebiet fiel den Siegern zur Beute.

Infolge dieser Niederlage verließ der Baron Rudolph endgültig das Schloß seiner Väter, von dem übrigens einzelne Teile schon in Trümmer fielen. Der Schnitter Tod beraubte die Burg auch bald ihrer letzten Hüter, und so stand sie seitdem völlig vereinsamt. Was den Baron Gortz betraf, so ging das Gerücht, daß er sich aus Patriotismus dem berüchtigten Rosza Sandor, einem früheren Straßenräuber, angeschlossen habe, aus dem der Unabhängigkeitskampf übrigens einen Bühnenhelden gemacht hatte. Zum Glück trennte sich Rudolph von Gortz nach Beendigung des Kampfes von den Genossen des übel beleumundeten

»Betyar«, und daran tat er klug, denn der alte Wegelagerer, der wieder zum Anführer einer Diebesbande geworden war, fiel schließlich in die Hände der Polizei, die sich damit begnügte, ihn in Szamos-Uyvar einzukerkern.

Daneben blieb im Komitat auch noch die allgemein geglaubte Sage verbreitet, daß Rudolph von Gortz bei einem Zusammentreffen von Rosza Sandor mit den Zollwächtern der Grenze getötet worden sei.

Das war jedoch ein Irrtum, obgleich sich der Baron von Gortz seit jener Zeit niemals wieder in der Burg gezeigt hatte und deshalb jedermann an seinen Tod glaubte. Was sich eine so abergläubische Bevölkerung wie die hiesige in die Ohren raunt, darf man eben immer nur mit starkem Zweifel hinnehmen.

Ein verlassenes, ein verzaubertes, von Geistern heimgesuchtes Schloß! Die glühend lebhaftere Einbildungskraft der Leute hat es gar bald mit Trugbildern bevölkert; da erscheinen Gespenster und kehren zu nächtlicher Stunde die Geister der Abgeschiedenen ein. Ganz ähnlich geht es ja auch in anderen abergläubischen Landstrichen Europas noch zu, Transsilvanien kann unter diesen aber entschieden den ersten Rang beanspruchen.

Wie hätte auch die Dorfschaft Werst mit dem Glauben an die übersinnliche Welt brechen können! Der Pope und der Schullehrer, dieser mit der Erziehung der Kinder, jener mit der religiösen Fürsorge für die Gläubigen betraut, lehrten jene Fabeln desto unbedenklicher, als sie selbst daran glaubten. Sie versicherten »unter Beibringung von Beweisen«, daß noch Werwölfe im Land hausten, daß Vampire, Stryges genannt, weil sie Schreie wie die Strygien ausstoßen, sich von Menschenblut ernährten; daß »Staffii« durch

die Ruinen streichen und allerlei Übel verbreiteten, wenn man es unterließ, ihnen jeden Abend Speise und Trank anzubieten. Da gibt es Feen, »Babes«, denen man dienstags und freitags – den beiden Unglückstagen der Woche – nicht begegnen darf. Nun wage sich nur einer in tiefere Wälder des Komitats, in jene verhexten Wälder, in denen die »Balauri« lauern, jene riesigen Drachen, deren Kinnladen sich bis zu den Wolken hinauf öffnen, oder die »Zmei« mit unmäßig großen Flügeln, die die Königstöchter und auch Mädchen geringer Herkunft entführen, wenn diese nur hübsch sind. Hier schwärmt also eine Menge furchtbarer Geschöpfe umher, denen die Einbildung des Volkes keinen anderen Helfer entgegenzustellen weiß, als die »Serpide casa«, die Hausschlange, die vertraulich am häuslichen Herd lebt und deren heilsamen Einfluß sich der Bauer dadurch erkaufte, daß er sie mit seiner besten Milch fütterte.

War nun jemals eine Burg geeignet, solchen Wesen der rumänischen Mythologie als Zuflucht zu dienen, so war es gewiß das Karpathenschloß.

Auf dieser vereinsamten Hochebene, die außer von der linken Seite des oberen Teils des Vulcan ganz unzugänglich war, mußten ja nach Anschauung der Leute Drachen, Feen, Stryges, vielleicht auch verschiedene Schatten aus der Familie der Barone von Gortz ihr Wesen treiben. Daher stand die Burg in ganz üblem Ansehen und das, wie man sagte, mit vollem Recht. Kein Mensch hätte es gewagt, sie zu besuchen. Sie verbreitete eine Art epidemisches Entsetzen um sich, wie ein ungesunder Morast, der pestilenzialische Miasmen aushaucht. Schon wer sich ihr auf eine Viertelmeile

näherte, setzte damit sein Leben in dieser und sein Seelenheil in jener Welt aufs Spiel. Solche Lehren gingen aus der Schule des Magisters Hermod hervor.

All das sollte allerdings ein Ende nehmen, wenn von der alten Feste der Barone von Gortz kein Stein mehr auf dem andern lag – und hier knüpfte eben die Legende an.

Nach Aussage der angesehensten Leute von Werst hing der Bestand der Burg mit dem einer uralten Buche zusammen, deren Astwerk über die Winkelbastion zur Rechten des mittleren Walls emporstarrte.

Seit der Abreise des Baron Rudolph von Gortz verlor diese Buche – die Dorfbewohner und vor allem der Schäfer Frik hatten es beobachtet – jedes Jahr einen ihrer Hauptäste.

Man hatte davon 18 vom Stamm aus gezählt, als der Baron Rudolph zum letzten Mal auf der Plattform des Turms zu sehen gewesen war, und jetzt trug der Baum nur noch drei. Jeder abgefallene Ast bedeutete nun für die Burg ein weiteres abgelaufenes Jahr ihres Bestands; das Niederbrechen des letzten sollte der allgemeinen Annahme nach ihre völlige Vernichtung herbeiführen; dann würde man auf dem Plateau von Orgall vergeblich nach den Überresten des Karpathenschlosses suchen.

Natürlich war das nur eine der Sagen, die von der Phantasie der Rumänen selbst zahlreich geboren wurden. Sogar die Behauptung, daß die alte Buche alljährlich einen ihrer Äste verliere, war keineswegs erwiesen, obwohl Frik stets bereit war, das zu versichern, da er den Baum nie aus den Augen ließ, während seine Herden sich auf den Weideplätzen an der Sil tummelten. Trotz alledem und obgleich Frik für den letzten Bauer wie für den ersten Beamten von Werst eine Persönlichkeit war, der man nicht alles glauben durfte,

zweifelte doch kein Mensch daran, daß die Burg nicht mehr länger als 3 Jahre zu leben hatte, da man nur noch drei Äste an ihrer Schicksalsbuche zählte.

Der Schäfer hatte also gerade den Rückweg zum Dorf einschlagen wollen, um dort die große Neuigkeit zu berichten, als sich der Zwischenfall mit den Fernrohr ereignete.

Das war in der Tat eine große Neuigkeit! Am Giebel des Wartturms hatte sich eine Rauchsäule gezeigt, was er mit bloßen Augen nicht hatte erkennen können, das hatte Frik mit dem Instrument des Hausierers ganz deutlich gesehen.

Es war keine Nebel oder Dunstwolke gewesen, nein, echter Rauch, der nach den Wolken emporwirbelte, und doch war die Burg ja menschenleer! Seit langer, langer Zeit hatte niemand deren Ausfallstor, das ebenfalls geschlossen war, passiert, noch die gewiß aufgezugene Brücke überschritten. Wenn das Schloß bewohnt war, dann konnten dort nur übernatürliche Wesen hausen. Zu welchem Zweck aber sollten sich Geister in einem der Räume des Wartturms ein Feuer angezündet haben? Brannte es in einem Zimmer oder in der Küche? Die Sache erschien doch völlig unerklärbar.

Frik trieb seine Tiere nach ihrem Stall. Auf seinen Zuruf leiteten die Hunde die ganze Herde längs des Weges, dessen Staub bei der Feuchtigkeit des Abends nur am Erdboden hinzog.

Einzelne, auf den Feldern verspätete Bauern grüßten den Hirten, der ihre Höflichkeit heute kaum beantwortete. Das erregte eine gewisse Unruhe; denn wenn man sich vor Schaden bewahren will, reicht es nicht, den Schäfer zu begrüßen, er muß den Gruß auch erwidern. Frik mit den starr blickenden Augen, der sonderbaren Haltung und

den geradezu ungeordneten Bewegungen schien heute dazu gar nicht aufgelegt. Selbst wenn ihm Wölfe oder Bären die Hälfte seiner Schafe geraubt hätten, könnte er kaum bestürzter ausgesehen haben. Unzweifelhaft brachte der Mann eine schlimme Nachricht mit nach Hause.

Der erste, der die große Neuigkeit erfuhr, war der Ortsrichter Koltz. Bei dessen Anblick rief ihm Frik schon von weitem zu: »Die Burg brennt, Meister!«

»Was sagst du, Frik?«

»Ich sage, was ich weiß.«

»Bist du verrückt geworden?«

Es erschien allerdings kaum glaublich, daß in dem alten Quaderhaufen eine Feuersbrunst ausbrechen konnte. Da hätte man ebensogut glauben können, daß der höchste Gipfel der Karpathen von Flammen verzehrt worden sei.

»Du behauptest, Frik ... Du behauptest, daß die Burg brennt?« wiederholte Koltz.

»Wenn sie nicht brennt, so raucht sie doch.«

»Ach, das ist nur Dunst, ein Nebel ... «

»Nein, Rauch ist es. Kommt mit und seht selbst.«

Beide begaben sich nach dem Mittelteil der großen Dorfstraße und an den Rand einer Art aus dem Bergabhang herausragender Terrasse, von der man freie Aussicht bis zum Schloß hatte.

Hier angelangt, überreichte Frik dem Meister Koltz das Fernrohr.

Allem Anschein nach war diesem das Instrument nicht weniger unbekannt, als bis kurz vorher seinem Schafhirten.

»Was ... was ist denn das?« fragte er.

»Eine wunderbare Maschine, die ich für Euch, Herr, um 2 Gulden erstanden habe, während sie unter Brüdern 4 wert ist.«

»Von wem denn?«

»Von einem fremden Händler.«

»Was soll ich damit anfangen?«

»Haltet sie nur einmal vor die Augen, zielt genau auf die Burg, guckt dann hindurch und Ihr werdet schon sehen, wozu das Ding taugt.«

Der Ortsrichter tat nach seinen Worten, faßte die Burg ins Auge und betrachtete sie auffallend lange.

Ja, es war Rauch, der dort aus einem der Schornsteine des Wartturms aufstieg. Eben jetzt wirbelte er, durch einen Windstoß abgelenkt, an der Bergwand hin.

»Wahrhaftig, Rauch!« stieß Meister Koltz verwundert hervor.

Inzwischen traten auch noch Miriota und der Förster Nic Deck, die eben nach Hause gekommen waren, an die beiden Männer heran.

»Wozu dient das?« fragte der junge Mann.

»Weit in die Ferne zu sehen«, antwortete der Schäfer.

»Ihr scherzt wohl, Frik?«

»Das kommt mir jetzt ebensowenig in den Sinn, Förster, wie vor kaum einer Stunde, wo ich durch dieses Wunderding erkennen konnte, daß Ihr die Landstraße von Werst herabkamt, Ihr und auch ... «

Er vollendete den Satz nicht. Über Miriotas Wangen war eine tiefe Röte geflogen, und das Mädchen schlug die hübschen Augen nieder. Und eigentlich ist es doch gar nicht verboten, daß ein ehrbares Mädchen ihrem Verlobten entgegengeht.

Sie und er, der eine nach der andern, ergriffen nun das Fernrohr und richteten es auf die Burg.

Jetzt hatten sich auch noch ein halbes Dutzend Nachbarn auf der Terrasse eingefunden und probierten, nachdem sie von seinen Eigenschaften erfahren hatten, einer nach dem andern das merkwürdige Instrument.

»Rauch, Rauch über der Burg!« rief der eine.

»Vielleicht hat der Blitz in den Wartturm eingeschlagen«, bemerkte ein anderer.

»Hat es denn etwa gedonnert?« wandte sich Meister Koltz an Frik.

»Seit 8 Tagen keinen Laut!« versicherte der Schäfer.

Die biedereren Landleute wären wahrlich auch nicht verblüfft gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sich auf dem Gipfel des Retyezat ein Krater geöffnet habe, um die unterirdischen Dünste austreten zu lassen.

3. KAPITEL

Die Dorfschaft Werst ist so unbedeutend, daß die meisten Landkarten ihre Lage gar nicht angeben. Bezüglich der Verwaltungsangelegenheiten steht sie sogar noch unter ihrem Nachbarort Vulcan, so genannt nach dem Teil des Gebirgsstocks von Plesa, auf dem beide Gemeinden malerisch angeheftet sind.

Heutzutage hat die Ausbeutung der hiesigen Mineralienlagerstätten den Flecken Petroseny, Livadzel und anderen, die in der Entfernung weniger Meilen im Umkreis liegen, ein nicht zu unterschätzendes geschäftliches Leben zugeführt. Weder Vulcan noch Werst haben von der Nähe des großen industriellen Zentrums irgendwelchen Nutzen gezogen; was diese Dörfer vor 50 Jahren waren, das werden

sie sicher noch nach einem halben Jahrhundert so sein, wie sie es heute sind, und nach Elisee Reclus besteht reichlich die Hälfte der Bewohnerschaft von Vulcan nur »aus Beamten zur Überwachung der Grenze, aus Zöllnern, Gendarmen, Steuereinnehmern und Krankenpflegern der Quarantäneanlagen«. Rechnet man die Gendarmen und Steuereinnnehmer ab und eine geringe Anzahl Landbauern hinzu, so hat man die Bevölkerung von Werst – im ganzen 400 bis 500 Köpfe.

Das Dorf besteht aus einer einzigen Straße, einer breiten Straße, deren bergiger Charakter das Fortkommen darauf auf wie abwärts recht unangenehm erschwert. Sie dient als natürlicher Verbindungsweg zwischen der walachischen Grenze und dem inneren Siebenbürgen. Über sie ziehen die Herden von Rindern, Schafen und Schweinen, die Händler mit frischem Fleisch, mit Baum und Feldfrüchten, sowie die wenigen Reisenden, die den Bergpaß wählen, statt sich der Bahnlinie von Kolosvar und des Tals des Maros zu bedienen.

Die Natur hat den Kessel zwischen den Bergen von Bihar, dem Retyezat und dem Paring wirklich verschwenderisch bedacht. Reich schon durch die Fruchtbarkeit des Erdbodens, ist er es noch mehr durch die Schätze, die unter ihm lagern, wie die Steinsalzlager bei Thorda, mit einer jährlichen Ausbeute von über 20 Millionen Tonnen; der 7 Kilometer im Umfang messende Berg Parajd, der durch und durch aus Chlornatrium besteht; die Erzgruben von Torotzko, die viel Blei, Bleiglanz, Quecksilber, besonders aber Eisen liefern und deren Schächte und Stollen schon seit dem 10. Jahrhundert abgebaut werden; das Bergwerk von Vayda

Hunyad, aus dessen Erzen ein ausgezeichneter Stahl hergestellt wird; ferner Steinkohlengruben, die in diesem einstigen Seegebiet schon in den obersten Schichten schöne Kohle enthalten und deshalb leicht zu bearbeiten sind (hierzu gehören die Gruben in den Bezirken Hatszeg, Livadzel und Petroseny), zusammen eine ungeheure Ablagerung, deren Inhalt auf 200 Millionen Tonnen geschätzt wird; endlich die Goldfundstätten beim Schloß Offenbanya bei Topanfalga, jenes Gebiet der Goldwäscher, wo unzählige sehr einfach konstruierte Mühlen den kostbaren Sand von Veres-Patak auswaschen und jährlich für 1 Million Gulden des edlen Metalls ausführen.

Nach dem Vorstehenden scheint hier also ein von der Natur recht begünstigtes Land zu sein, und doch hat dieser Reichtum zum weiteren Gedeihen der Bewohner nicht im mindesten beigetragen. Wenn auch die wichtigeren Ortschaften, Toretzko, Petroseny und etwa Lonyi, einige Fortschritte, wie sie die ausgebildete Industrie mit sich bringt, aufweisen, wenn diese Flecken regelmäßige, nach Winkelmaß und Schnur errichtete Gebäude besitzen, und neben diesen Schuppen, Magazine, wirkliche Arbeiterviertel, wenn man darin vereinzelt Wohnungen findet, die mit Balkons und Veranden geschmückt sind, so darf man etwas Ähnliches doch weder im Dorf Vulcan, noch in Werst suchen wollen.

Der einzigen Straße sind hier wohlgezählte 60 Häuser oder Häuschen angereiht, alle mit seltsamen Dächern, deren Sparrenwerk über die Lehmwand herausragt, die eigentliche Fassade nach dem Garten zu gerichtet; als Stockwerke haben sie Kornböden mit Luken, daneben angebaute

Scheunen, die halb zerfallen erscheinen und mit Stroh gedeckt sind; da und dort zeigt sich ein Ziehbrunnen mit langem Schaukelbalken, an dessen einem Ende der Schöpferimer hängt, endlich einige Wassertümpel, die bei jedem Gewittersturm »fliehen« (das heißt, deren Wasser durch den starken Wind hinausgetrieben wird), nebst den veränderlichen kleinen »Bächen« in den Wagenspuren – das ist das Bild der zu beiden Seiten der Straße zwischen den schrägen Bergabhängen erbauten Dorfschaft Werst. Dennoch sieht das ganze frisch und anziehend aus; da gibt es Blumen an den Fenstern und Türen; grünende Vorhänge bekleiden die Wände; wirr durcheinander wachsende Grashalme, die sich mit dem alten Stroh der Dächer vermischen; Pappeln, Ulmen, Buchen, Tannen, Ahornbäume, die über die Häuser emporragen, »soweit ihnen das möglich ist«. Über dem allen erheben sich die Stufen der Mittelschichten der Bergkette, und ganz im Hintergrund die Gipfel von Einzelbergen, die im blauen Schimmer der Ferne mit dem Azur des Himmels verschwimmen.

In Werst spricht man, ebenso wie in diesem ganzen Teil Transsilvaniens, weder deutsch noch ungarisch, sondern rumänisch, selbst in den wenigen Zigeunerfamilien, die in den verschiedenen Dörfern des Komitats weniger umherziehen als sesshaft sind. Diese Fremdlinge nehmen die Sprache des Landes und wohl auch dessen herrschende Religion an. Die von Werst bilden eine Art kleinen Clan unter der Aufsicht eines Woiwoden, mit ihren Hütten, ihren »Barakas« mit spitzem Dach, ihrer Legion von Kindern; sie unterscheiden sich aber durch ihre Sitten und die Regelmäßigkeit ihrer Lebensführung vorteilhaft von denjenigen ihrer Stammesgenossen, die durch ganz Europa ein unstetes

Wanderleben führen. Sie huldigen sogar dem griechischen Ritus, indem sie sich unschwer dem Glaubensbekenntnis der Christen angliedern, in deren Mitte sie leben. Werst besitzt nämlich als geistlichen Herrn einen Popen, der aber in Vulcan wohnt und dem die Seelsorge in den beiden nur 1 Wegstunde voneinander liegenden Dörfern anvertraut ist.

Die Zivilisation gleicht der Luft oder dem Wasser. Wo sich nur ein Durchgang bietet, und sei es nur eine Spalte, ein Riß, der ihr offensteht, da dringt sie hindurch und drückt ihren Stempel auf alle Verhältnisse des Landes und des Lebens. Leider muß man aber gestehen, daß sich in diesem südlichen Teil der Karpathen noch keine solche Spalte aufgetan hatte. Da Elisee Reclus von Vulcan noch sagen konnte, »daß es der äußerste Posten der Zivilisation im Tal der walachischen Sil sei«, ist es nicht verwunderlich, in Werst eines der am meisten zurückgebliebenen Dörfer des Komitats von Kolosvar zu finden. Wie könnte es auch anders sein in diesen Ortschaften, wo jeder geboren wird, aufwächst und wieder stirbt, ohne sie jemals verlassen zu haben!

Und doch, wird der Leser hier einwenden, gab es einen Schulmeister und einen Ortsrichter in Werst? – Jawohl. Der Magister Hermod war aber nur imstande zu lehren, was er selbst verstand, und das beschränkte sich auf ein wenig Lesen, ein wenig Schreiben und das notdürftigste Rechnen. Seine eigene Ausbildung reichte eben nicht weiter. Von Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie und Literatur wußte er nur, was in den Volksliedern und Sagen des Landes niedergelegt war. In phantastischen Erzählungen war er sehr stark, und verschiedene Schüler aus dem Dorf machten bei ihm hierin recht erstaunliche Fortschritte.

Was den Ortsrichter angeht, so muß man von der Bedeutung dieser, dem ersten Gemeindebeamten von Werst verliehenen Würde eine etwas genauere Kenntnis nehmen.

Der Birö Meister Koltz war ein kleiner Mann von 55 bis 60 Jahren, von Geburt Rumäne, trug kurz geschorene, halbgraue Haare, einen noch schwarzen Schnurrbart und hatte eher sanfte als lebhaft Augen. Untersetzt gebaut, wie der Sohn der Berge, bedeckte sein würdiges Haupt ein großer Filzhut; den Leib umschloß ein breiter Gürtel mit erhabenen Verzierungen; dazu trug er eine ärmellose Weste, eine kurze, halbweite Hose, die in den hohen Lederstiefeln steckte. Mehr Gemeindevorstand als Richter, obwohl er die Verpflichtung hatte, unter Nachbarn entstandene Streitigkeiten zu schlichten, verwaltete er sein Dorf mehr nach eigenem Gutdünken und nicht ohne einige Vorteile für seinen Geldbeutel. So waren alle das Gericht berührenden Angelegenheiten – Käufe und Verkäufe – mit einer ihm zufallenden Steuer belegt, ohne von den Wegegeldern und

dergleichen zu sprechen, die alle Fremden, Touristen oder Handelsleute, in seine Tasche fließen lassen mußten.

Diese recht ergiebige Stellung hatte Meister Koltz eine gewisse Behäbigkeit gewinnen lassen. Während die meisten Bauern des Komitats schon durch den Wucher ausgesaugt sind, der in nicht allzu ferner Zeit das ganze Land in die Hand von Israeliten überliefern wird, hatte sich der Birö der Raubsucht der Letzteren zu entziehen gewußt. Auf sein von Hypotheken, von »Intabulationen«, wie man hierzulande sagt, freies Gut war er keiner Seele etwas schuldig. Er hätte eher Gelder ausleihen können, und hätte das sicher getan, ohne den armen Teufeln die Kehle abzuschneiden. Ihm gehörten verschiedene Weiden, schöne Grasplätze für

seine Herden, ziemlich gut instand gehaltenes Ackerland, obwohl er von den neueren Kulturmethoden nichts wissen wollte; ferner Weinberge, die seiner Eitelkeit schmeichelten, wenn er an den mit Trauben beladenen Rebengelände entlangspazierte und deren reichen Herbst er mit Nutzen verkaufte – natürlich mit Ausnahme der ziemlich beträchtlichen Menge, die für seinen eigenen Bedarf zurückbehalten wurde.

Selbstverständlich war das Haus von Meister Koltz in einer Ecke der die lange Straße kreuzenden Terrasse das schönste des Dorfes. Es bestand aus wirklichem Mauerwerk, hatte die Fassade ebenfalls nach dem Garten zu und die Tür zwischen dem dritten und vierten Fenster. Grüne Schlingpflanzen umsäumten die Dachrinne mit ihrem wirren Gezweig, und zwei große Buchen breiteten über dem blumendurchsetzten Strohdach ihre massigen Äste aus. Da hinter lag ein hübscher Garten mit rechtwinklig angeordneten Gemüsebeeten und geradlinigen Obstbaumreihen, die auch noch ein Stück die Berglehne hinaufreichten. Das Innere des Gebäudes enthielt einige für die hiesigen Verhältnisse stattliche und sauber gehaltene Räume, Eßzimmer, mehrere Schlafzimmer mit angestrichenem Mobiliar, Tischen, Betten, Bänken, Stühlen und Schemeln, ferner Gestelle mit Töpfen und blinkenden Schüsseln. Oben traten die Balken der Decke sichtbar hervor, und daran hingen mit Bändern und lebhaft gefärbten Stoffen geschmückte Vasen; an den Wänden standen schwere, mit dicken Woll und feinen Steppdecken überzogenen Kisten, die als Truhen und Schränke dienten; an den hellen Wandflächen endlich hingen die roh illuminierten Bilder der rumänischen Helden –

unter anderem das des volkstümlichen Heroen aus dem 15. Jahrhundert, des Woiwoden Vayda-Hunyad.

Das Ganze bildete eine recht freundliche Wohnstätte, die für einen einzelnen Mann nur zu groß gewesen wäre. Der Meister Koltz hauste hier auch nicht allein. Seit etwa 10 Jahren Witwer, besaß er doch eine Tochter, die schöne Miriota, die von Werst bis Vulcan, und auch noch darüber hinaus, allgemein bewundert wurde. Sie hätte wohl einen der seltsamen heidnischen Namen, Floriva, Daina, Dauritia oder einen ähnlichen haben können, wie sie in walachischen Familien noch vielfach bevorzugt werden. Doch nein, sie hieß einfach »Miriota«, das heißt »das Lämmchen«. Dieses Lämmchen war allerdings im Laufe der Jahre gewachsen und jetzt ein schlankes Mädchen von 20 Jahren mit blondem Haar und rehraunen Augen, die so sanft in die Welt hinausblickten und ihren lieblichen Gesichtszügen und der angenehmen Haltung noch einen weiteren Reiz verliehen. – In der Tat, gerade genug, daß sie den bestechendsten Eindruck machte in der schmucken, am Hals, an den Schultern und den Handgelenken rotabgestickten Leibwäsche, der doppelten, rot und blau gestreiften, an der Taille befestigten Schürze, den niedlichen gelbledernen Stiefeln, dem leichten, geschickt geordneten Kopftuch, und den langen, dicken Zöpfen, deren Geflecht mit einem roten Band und einzelnen Metallflittern verziert war.

Ja, sie galt nicht zu Unrecht für ein schönes Mädchen, die Miriota Koltz, noch dazu, da sie – gewiß kein Fehler – für dieses im Grunde der Karpathen verlorene Dorf obendrein noch reich zu nennen war. Wirtschaftlich mußte sie ja wohl auch sein, da sie das Hauswesen ihres Vaters schon längere

Zeit tadellos führte. Gebildet? Oh, in der Schule des Magister Hermod hatte sie lesen, schreiben und rechnen gelernt, und sie rechnet, schreibt und liest ohne Fehler; weiter ist sie allerdings nicht gekommen – wozu auch? Dagegen ist sie vertraut mit den Fabeln und Sagen Transsilvaniens, von denen sie ebenso viel zu erzählen weiß, wie ihre Lehrer. Sie kennt die Legende von Leany-Kö, dem Felsen der Jungfrau, wo eine junge, etwas phantastische Fürstentochter sich den Nachstellungen der Tataren zu entziehen wußte; die Sage der Drachengrotte im Tal der »Königsstufe«; die von der Festung Deva, die »zur Zeit der Feen« erbaut wurde; die Legende der Detunata, der »Blitzgetroffenen«, jenes berühmten Basaltbergs in der Gestalt einer riesigen Geige, auf deren Saiten der Gottseibeius in Sturm und Wetternächten zum Tanz aufspielt; die des Retyezat mit seinem von einer Hexe rasierten Gipfel; die Sage vom Tordapaß, den der heilige Ladislaus dereinst durch einen gewaltigen Schwerthieb öffnete. Miriota schenkte all diesen Erdichtungen vollen Glauben, deshalb blieb sie aber doch ein reizendes liebenswertes Mädchen.

Daß sie vielen jungen Burschen des Landes ausnehmend gefiel, ist nicht zu verwundern, und dabei dachten diese noch kaum daran, daß sie die einzige Erbin des Birö Koltz, des ersten Gemeindebeamten von Werst war. Übrigens hatte es keinen Zweck, ihr den Hof zu machen, denn sie war Nicolas Decks erklärte Verlobte. Dieser Nicolas oder vielmehr Nic Deck war ein hübscher Rumäne von 25 Jahren,

ziemlich groß, von kräftigem Körperbau, der den Kopf gerade aufrecht trug. Er hatte schwarzes Haar, das der weiße Kolpak bedeckte, einen offenen Blick, trug eine ausgeschnittene, mit Stickereien verzierte Weste aus Lammleder, dabei zeigte er fein geformte Glieder, – die Beine eines Hirsches – und in Gang und sonstigen Bewegungen eine unleugbare Entschlossenheit des Charakters. Von Beruf war er Förster, das heißt ebensosehr Militär wie Zivilist. Da er in der Umgebung von Werst einiges Ackerland sein eigen nannte, gefiel er dem Vater, und da er sich als lebenswürdiger junger Mann mit einem gewissen Stolz zeigte, noch mehr der Tochter, die übrigens niemand hätte versuchen sollen, ihm abwendig zu machen oder nur mit verlangendem Auge anzusehen.

Die Hochzeit von Nic Deck und Miriota Koltz sollte – noch fehlten 14 Tage an der festgesetzten Zeit – etwa in der Mitte des nächsten Monats gefeiert werden. Bei dieser Gelegenheit gab's natürlich ein Fest fürs ganze Dorf. Meister Koltz würde seine Sache schon machen, geizig war er ja nicht. Wenn er es liebte, Geld zu verdienen, so wehrte er sich auch nicht, es bei passender Gelegenheit auszugeben. Nach der Trauung sollte Nic Deck mit im Familienhaus wohnen, das ihm von dem Birö dereinst zufallen mußte, und wenn dann Miriota ihn neben sich wußte, dann fürchtete sie sich gewiß nicht mehr, daß, wenn sie eine Tür auffällig knarren hörte oder ein Möbelstück in den langen Winternächten einen Sprung erhielt, dann irgendein aus ihren Lieblingsagen entsprungenes Gespenst ihr seine Aufmerksamkeit machen wollte.

Um die Liste der Notablen von Werst zu vervollständigen, müssen wir noch zwei, und zwar die nicht am wenigsten wichtigen Personen anführen – nämlich den Lehrer und den Arzt.

Der Magister Hermod war ein langer Mann mit Brille, zählte 55 Jahre und hatte stets das gebogene Mundstück seiner Pfeife mit Porzellankopf zwischen den Lippen; die etwas dünn gewordenen Haare standen wie Borsten von dem ziemlich flachen Schädel ab. Das sonst glatte Gesicht zeigt auf der linken Wange eine kleine Narbe. Seine Hauptbeschäftigung lief darauf hinaus, daß er die Federn seiner Schüler schnitt, denen er den Gebrauch von Stahlfedern streng untersagt hatte; da hätte man ihn sehen sollen, wie er den Schnabel der Gänsekiele mit dem alten wohlgeschliffenen Federmesser formte, und mit welcher Sicherheit er mit den Augen blinzeln die Feder spaltete. Vor allem legte er Wert auf eine gute Handschrift. Dahin zielten seine ernstesten Bemühungen, und deren Erlangung konnte den Zöglingen eines so sorgsamem Schulmeisters nicht fehlen. Der sonstige Unterricht kam erst in zweiter Linie – wir wissen ja schon, was Magister Hermod lehrte, und was die Generation von Knaben und Mädchen auf seinen Schulbänken lernen konnte.

Jetzt zu dem Arzt Patak.

Wie – so hör' ich den Leser rufen – in Werst befand sich ein Arzt, und doch huldigte das ganze Dorf dem Glauben an übernatürliche Dinge?

Ja; doch man muß eben verstehen, welche Bewandnis es mit dem Arzttitel Pataks – ganz wie mit dem, den der Richter Koltz sich zulegte – hatte.

Patak, ein kleiner Mann, mit einem Schmerbäuchlein, übrigens stark und kurz und 45 Jahre alt, betrieb in fleißigster Weise die Heilkunst, wie sie in Werst und Umgebung eben üblich war. Mit seiner unerschütterlichen Ruhe und betäubenden Redseligkeit flößte er nicht weniger Vertrauen ein als der Schäfer Frik – und das will viel sagen. Er verkaufte gute Ratschläge und Arzneien, letztere aber immer von so unschuldiger Natur, daß sie die kleinen Leiden seiner Kunden niemals verschlimmern konnten und letztere, wie es ja meist der Fall ist, von selbst wieder gesund wurden. Übrigens ging es einem auf dem Bergrücken des Vulcan besonders gut; die Luft ist hier von »erster Güte«; epidemische Krankheiten sind unbekannt, und wenn einer stirbt, so geschieht das, weil man nun einmal sterben muß, selbst in diesem bevorzugten Winkel Transsilvaniens. Was den »Doktor« Patak – ja, man nennt ihn wirklich »Doktor« – angeht, so fehlte ihm, obwohl man sich ihm hier gern anvertraute, doch jede Fachbildung, in der Heilkunde, der Arzneiwissenschaft, überhaupt in allem. Er war weiter nichts als ein früherer Krankenpfleger der Quarantäne, dessen Aufgabe darin bestand, die Reisenden zu beobachten, die zur Erlangung eines Gesundheitspasses an der Grenze eine Zeitlang zurückgehalten wurden – weiter nichts. Das schien der anspruchslosen Bevölkerung von Werst vollkommen zu genügen. Wir müssen noch hinzufügen, daß Doktor Patak – wie sich das eigentlich von selbst versteht – ein starker Geist, um nicht zu sagen Freigeist war, und etwas derartiges muß ja wohl jeder sein, der sich der Fürsorge und Pflege seinesgleichen widmet. Er leugnete auch all die abergläubischen Geschichten, die man sich im Land der Karpathen erzählte, sogar die, die sich auf die

Burg bezogen. Er lachte, er scherzte einfach darüber, und sagte man ihm, daß seit langer, langer Zeit niemand gewagt habe, sich dem Schloß zu nähern, so antwortete er jedem, der es hören wollte: »Mir könnt Ihr ruhig zutrauen, daß ich sofort bereit wäre, dem alten Ritternest einen Besuch abzustatten.«

Da man es ihm zutraute und sich jeder hütete, ihm zu widersprechen, hatte Doktor Patak allerdings noch keine Gelegenheit gefunden, seine Behauptung zu beweisen, und bei der herrschenden Leichtgläubigkeit blieb das Karpathenschloß nach wie vor in den undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses gehüllt.

4. KAPITEL

In wenigen Minuten hatte sich die vom Schäfer verkündete Neuigkeit im ganzen Dorf verbreitet. Meister Koltz, der das kostbare Fernrohr in der Hand trug, war eben in sein Haus zurückgekehrt und ihm folgten Nic Deck und Miriota. Jetzt befanden sich auf der Terrasse Frik und etwa 20 Personen, Männer, Frauen, Kinder, denen sich einige Zigeuner angeschlossen hatten, die sich nicht weniger erregt zeigten, als die übrigen Bewohner des Dorfs. Die Leute umringten Frik, bestürmten ihn mit allerlei Fragen, und der Schäfer antwortete darauf mit der stolzen Herablassung eines Mannes, der Augenzeuge eines ganz außerordentlichen Ereignisses gewesen ist.

»Ja, ja«, wiederholte er, »die Burg raucht, raucht noch und wird weiter rauchen, so lange davon noch ein Stein auf dem andern steht.«

»Wer kann das Feuer aber angezündet haben?« fragte eine alte Frau, die Hände zusammenschlagend.

»Der Chort«, versicherte Frik, der dem Teufel den hier üblichen Namen gab; »der Böse versteht sich ja besser darauf, Feuer anzuzünden als es zu löschen!«

Auf diese Erklärung hin versuchte jedermann den Rauch an der Spitze des Wartturms zu entdecken. Schließlich bestätigten die meisten, daß sie ihn ganz deutlich gesehen hätten, obgleich er bei der weiten Entfernung auf keinen Fall wahrzunehmen war.

Die Wirkung dieser merkwürdigen Erscheinung überstieg alles, was man sich nur denken konnte. Wir müssen hierbei noch ein wenig verweilen. Der Leser versuche bitte, sich in die Geistesverfassung zu versetzen, wie sie sich bei den Bewohnern von Werst vorfindet, dann wird er nicht mehr über das staunen, was im weiteren Verlauf dieser Erzählung berichtet wird. Er soll selbstverständlich nicht an Übernatürliches glauben lernen, sich aber daran erinnern, daß die hiesige unwissende Bevölkerung daran glaubte. An das Mißtrauen, mit dem das Karpathenschloß bisher betrachtet worden war, solange es noch als völlig verlassen galt, knüpfte sich nun, da es bewohnt und – großer Gott! – von welcher Art Wesen bewohnt war, noch der bleiche Schrecken.

In Werst gab es einen Versammlungsort, den durstige Seelen gern aufsuchten, wo jedoch auch andere, die gar nichts tranken, nach getanem Tagwerk gern ein Weilchen von ihren Angelegenheiten plauderten. Die Letztgenannten waren natürlich in geringerer Zahl vertreten. Dieses allen offenstehende Lokal war der Haupt oder richtiger, der einzige Gasthof des Dorfs.

Als Eigentümer bewirtschaftete ihn ein Jude namens Jonas, ein wackerer Mann von etwa 60 Jahren, mit freundlichem Gesicht, das aber an den schwarzen Augen, der Adlernase, den vorstehenden Lippen, den schlichten Haaren und dem traditionellen Spitzbart auf den ersten Blick den Semiten erkennen ließ. Unterwürfig und gefällig, lieh er an diesen und jenen willig kleinere Summen aus, ohne dafür Wucherzinsen zu nehmen, wenn er auch etwas streng darauf achtete, zum festgesetzten Termin sein Geld von dem Entleiher zurückzubekommen. Gebe der Himmel, daß die im transsilvanischen Land ansässigen Juden alle so ehrenhaft und wohlwollend wären, wie der Gastwirt zu Werst!

Leider bildet dieser vortreffliche Jonas eine Ausnahme. Seine Glaubensgenossen und seine Geschäftskollegen – denn diese sind als Gast und Schankwirte, die Getränke und Spezereien verkaufen – betreiben das Nebengeschäft als Geldverleiher mit einer für die Zukunft des rumänischen Bauers beunruhigenden Härte, so daß man gewiß noch Grund und Boden aus den Händen der Einheimischen in die der eingewanderten Rasse wird übergehen sehen. Da sie ihre gemachten Vorschüsse so gut wie niemals zurückerhalten, werden die Juden eben zu Eigentümern der Schänken oder der von Hypotheken erstickten Ländereien, und wenn das gelobte Land nicht mehr Judäa ist, so kann es eines Tages wohl auf den Landkarten von Siebenbürgen verzeichnet stehen.

Der Gasthof zum ›König Mathias‹ – so nennt sich das Haus – nahm auch eine Ecke der Dorfstraße von Werst durchschneidenden Terrasse, dem Haus des Birö gegenüber ein. Es war ein altes, halb hölzernes, halb steinernes Bauwerk, das an vielen Stellen geflickt, aber von reichem

Grün überzogen und im ganzen recht anheimelnd anzusehen war. Es bestand aus einem Erdgeschoß mit einer nach der Terrasse führenden Glastür. Im Innern gelangte man erst in einen geräumigen Saal, der mit Tischen für die Gläser und mit Schemeln für die Gäste versehen war, außerdem einen Schanktisch aus wurmzerfressenem Holz, auf dem Töpfe, Schüsseln und sonstiges Geschirr standen, und eine Schranke aus schwarzem Holz enthielt, hinter der Jonas zur Verfügung seiner Gäste stand.

Die nötige Beleuchtung erhielt die große Gaststube durch zwei Fenster, die an der Vorderwand auf die Terrasse hinausgingen, und durch zwei andere diesen gegenüber an der Hinterwand. Von diesen beiden war das eine äußerlich durch einen dichten Vorhang von Schling und Hängepflanzen verschlossen, so daß es nur ein wenig gebrochenes Licht eindringen ließ. Das andere bot, wenn man es öffnete, einen herrlichen Ausblick über das ganze untere Tal des Vulcan. Ein wenig unterhalb des Taleinschnitts schossen die polternden Wellen eines Bergbachs, des Nyad, daher; auf der einen Seite stürzte dieser Bach den Abhang des Mittelbergs hinunter, da seine Quelle auf der Höhe des Plateaus von Orgall lag, das die Gebäude der Burg krönten; auf der andern rauschte er, stets, selbst in der heißen Sommerszeit, von vielen Zuflüssen aus dem Berg reichlich gespeist, dem Bett der walachischen Sil zu, die ihn im Vorüberfließen verschluckte.

Rechter Hand im Gasthaus und gleich an die Gaststube anstoßend, befand sich ein halbes Dutzend kleiner Zimmer – eine ausreichende Zahl für die wenigen Reisenden, die vor Überschreitung der Grenze im ›König Mathias‹ einmal

Nachtquartier machten. Sie waren hier einer guten Aufnahme sicher und zahlten auch nur mäßige Preise bei dem aufmerksamen, diensteifrigen Wirt, der obendrein recht guten Tabak zu verkaufen hatte, den er sich aus den besten »Trafiks« der Umgebung beschaffte. Jonas selbst benutzte zum Schlafen eine schmale Dachkammer mit kleinen Fensterlücken, die nach der Terrasse zu lagen.

In diesem Gasthaus also hatten sich am Abend des 29. Mai alle »Häupter« von Werst zusammengefunden: Meister Koltz, Magister Hermod, der Förster Nic Deck, ein Dutzend der angesehensten Bewohner des Dorfs und auch der Schäfer Frik, der hier nicht die unbedeutendste Rolle spielte. Der Doktor Patak fehlte bei dieser Vereinigung der Notablen. Er war eiligst zu einem seiner Kunden gerufen worden, der nur noch auf ihn wartete, um in die andere Welt überzusiedeln; doch hatte der Arzt versprochen zu erscheinen, sobald er sich seiner Pflichten im Sterbehaus entledigt hatte.

In Erwartung des Ex-Krankenpflegers schwatzte man von dem höchst ernsthaften Tagesereignis, doch nicht, ohne dabei tüchtig zu essen und zu trinken. Den Hungrigen bot Jonas eine Art Backwerk oder Maiskuchen, hier unter dem Namen »Mamaliga« bekannt, der wirklich gar nicht so übel schmeckt, wenn man ihn in frischer Milch aufweicht. Den anderen brachte er ungezählte kleine Gläser mit jenem starken Branntwein, der wie Wasser durch die rumänischen Kehlen rinnt; dem gewöhnlichen spritreichen Schnaps, der nur einen einzigen Kreuzer das Glas kostet, noch mehr aber von dem »Rakiou«, ein sehr alkoholhaltiger Pflaumenbranntwein, von dem im Land der Karpathen sehr viel umgesetzt wird.

Wir müssen hier einflechten, daß der Gastwirt Jonas – es war nun einmal so Sitte im Haus – nur »auf dem Teller« servierte, das heißt den Leuten, die an einem Tisch Platz genommen hatten, da es ihm nicht entgangen war, daß die sitzenden Kunden immer mehr verzehrten als die stehenden. Heute abend schien das Geschäft zu blühen, denn alle Schemel und Bänke waren von bekannten Gästen besetzt. So mußte Jonas immer mit Kannen in der Hand von einem Tisch zum andern gehen, nur um die sich immer wieder leerenden Becher zu füllen.

Es war jetzt abends halb 9. Man verhandelte schon seit der Dämmerung, ohne sich darüber zu verständigen, was wohl zu tun war. In einem Punkt stimmten die wackeren Leute jedoch alle überein, darin nämlich, daß das Karpenthenschloß von Unbekannten bewohnt wurde und für die Dorfschaft Werst eine ebenso große Gefahr bildete, wie etwa eine Pulvermühle am Eingang einer Stadt.

»Die Sache ist sehr ernst!« meinte Meister Koltz.

»Sehr ernst!« wiederholte der Magister zwischen zwei tüchtigen Rauchwolken aus der von ihm unzertrennlichen Pfeife.

»Ungemein ernst!« ließen alle übrigen sich vernehmen.

»Besonders eins steht fest«, nahm da Jonas das Wort, »daß der üble Ruf der Burg unserem Land schon viel geschadet hat.«

»Und jetzt wird das nur umso mehr der Fall sein«, rief Magister Hermod.

»Fremde sind ohnehin nur selten hierhergekommen«, stieß Meister Koltz mit einem Seufzer hervor.

»Und nun wird sich gar keiner mehr sehen lassen!« fügte Jonas, ebenso seufzend wie der Birö hinzu.

»Eine Menge Einwohner denken schon daran, die Gegend zu verlassen!« bemerkte einer der Trinkenden.

»Und zwar ich zuerst«, meldete sich ein Bauer aus der Nachbarschaft; »ich ziehe von hier fort, sobald ich meine Weinberge verkauft habe.«

»Nun, Käufer dafür werdet Ihr schwerlich finden, alter Freund!« versetzte der Gastwirt.

Der Leser erkennt hier, um was das Gespräch der Leute sich drehte. Zu dem Schrecken, den ihnen das Karpathenschloß selbst einflößte, gesellte sich noch die drohende Verletzung ihrer geschäftlichen Interessen. Blieben die Reisenden aus, dann hatte Jonas in seinem Gewerbe davon den Nachteil, so hinkte es bei Meister Koltz mit den Einnahmen von Wegegeldern, deren Ertrag sicherlich zusammenschmolz; fehlte es an Kaufinteressenten für die Ländereien in Vulcan, dann konnten die jetzigen Besitzer sie also nicht loswerden, nicht einmal zu niedrigen Preisen. Das dauerte zwar schon mehrere Jahre an, aber jetzt drohte diese beklagenswerte Lage der Dinge noch deutlich zu verschlechtern.

Natürlich, wenn die Geister der Burg sich früher so still verhielten, daß sie nicht das Geringste von sich sehen ließen, wie sollte es jetzt werden, wo sie ihre Anwesenheit durch greifbare Tatsachen zu erkennen gaben?

Da glaubte der Schäfer Frik sein Licht leuchten lassen zu sollen, und er sagte, wenn auch mit zaghafter Stimme: »Vielleicht sollte man doch ... «

»Was?« fragte Meister Koltz.

»Einmal hingehen und selbst nachsehen, Herr Richter.«

Alle starrten einander an, senkten dann die Augen, und die Frage blieb ohne Antwort.

Da ergriff Jonas, sich an Meister Koltz wendend, wieder das Wort.

»Euer Schäfer«, sagte er, »hat doch am Ende den einzigen richtigen Vorschlag gemacht, der über die Sache Klarheit verschaffen könnte.«

»Zur Burg zu gehen?«

»Jawohl, lieber Freund«, antwortete der Gastwirt. »Steigt eine Rauchsäule aus dem Schornstein des Wartturms, dann hat jemand darin Feuer gemacht, und wenn jemand Feuer gemacht hat, muß es doch eine Hand angezündet haben.«

»Eine Hand! Wenn's nur keine Kralle gewesen ist!« warf der alte Bauer kopfschüttelnd ein.

»Hand oder Kralle«, meinte der Wirt, »darauf kommt es nicht an. Wir müssen wissen, was die Geschichte bedeutet. Es ist das erstemal, daß eine Rauchsäule aus dem Schornstein des Schlosses aufsteigt, seitdem es der Baron Rudolph von Gortz verlassen hat.«

»Immerhin wäre es nicht ausgeschlossen, daß es dort schon öfter geraucht hat, ohne daß es jemand gewahr wurde«, bemerkte Meister Koltz.

»Das glaub' ich nie und nimmer«, rief Magister Hermod lebhaft.

»Im Gegenteil, es ist sehr gut möglich«, entgegnete der Birö, »da wir bisher kein Fernrohr besaßen, um zu beobachten, was auf der Burg vorging.«

Dieser Einwurf schien gerechtfertigt. Dieselbe Erscheinung konnte ja schon lange bestanden haben und selbst dem Schäfer Frik trotz seiner ausgezeichneten Augen entgangen sein. Doch ganz gleich, ob die genannte Erscheinung nun neueren Datums war oder nicht, so unterlag es

doch keinem Zweifel, daß jetzt menschliche Wesen im Karpathenschloß hausten. Diese Tatsache allein bildete aber schon eine Quelle der Beunruhigung für die Einwohner von Vulcan und Werst.

Magister Hermod glaubte bei seinem Aberglauben hiergegen Einspruch erheben zu müssen.

»Menschliche Wesen, meine Freunde? Ihr werdet mir gestatten, daß ich daran nicht glaube. Wie sollten menschliche Wesen auf den Einfall kommen, sich in die Burg zu flüchten; was bezweckten sie da und wie wären sie hineingelangt?«

»Und wofür haltet Ihr denn jene Eindringlinge?« fragte Meister Koltz.

»Für übernatürliche Wesen«, erwiderte Magister Hermod in einem Ton, der allgemeinen Eindruck machte. »Warum sollten es denn keine Geister sein, Gnome, meinetwegen Berggeister, vielleicht auch gar einige der höchst gefährlichen Lamien, die in der Gestalt schöner Frauen erscheinen.«

Während dieser Aufzählung hatten sich alle Blicke zur Tür, den Fenstern oder dem Kamin der Gaststube des ›König Mathias‹ gerichtet. Jeder der Anwesenden fürchtete schon, das eine oder andere jener Gespenstergelbde zu sehen, die der Schulmeister durch seine Worte erst recht heraufbeschwören konnte.

»Na, na, lieber Freund«, wagte da Jonas einzuwenden, »wenn jene Wesen Geister wären, könnte ich mir doch nicht erklären, weshalb sie ein Feuer angezündet haben, da sie doch offenbar nichts zu kochen hätten.«

»Und ihre Hexentränke?« fiel der Hirt ein. »Habt Ihr denn ganz vergessen, daß Feuer dazu gehört, sie zu brauen?«

»Natürlich«, bestätigte der Schulmeister in einem Ton, der jeden Widerspruch abschnitt.

Diese Ansicht fand also allgemeine Zustimmung, und nach der Überzeugung aller waren es unzweifelhaft übernatürliche Wesen, nicht menschliche Geschöpfe, die das Karpathenschloß zum Schauplatz ihrer Ränke und Schliche gewählt hatten.

Bisher hatte sich Nic Deck an dem Gespräch noch gar nicht beteiligt. Der Förster begnügte sich, aufmerksam zuzuhören, was die einen oder die anderen sagten. Die alte Burg mit ihren geheimnisvollen Mauern, mit ihrem weit zurückliegenden Ursprung und ihrem feudalen Aussehen hatte ihm immer ebenso viel Neugier wie Respekt eingeflößt. Da er aber kein Feigling war, hatte er trotz des Aberglaubens, der ihn nicht weniger erfüllte als jeden anderen Bewohner von Werst, doch wiederholt Lust verspürt, jene Mauer zu übersteigen.

Natürlicherweise hatte ihn Miriota von einem so gefährlichen Vorhaben hartnäckig zurückzuhalten versucht. Solche Gedanken mochte er nach Gefallen hegen, solange er noch frei war; ein Verlobter gehört sich aber nicht mehr selbst, und wenn er sich in solche Abenteuer einließ, so wäre das die Tat eines Narren oder eines gegen seine heiligsten Pflichten gleichgültigen Menschen gewesen. Und doch fürchtete das hübsche Mädchen immer, daß der Förster einmal seine Absicht ausführen würde. Nur das eine beruhigte sie ein wenig, daß Nic Deck nicht ausdrücklich erklärt hatte, sich zur Burg begeben zu wollen, denn kein

Mensch – selbst sie nicht – hätten dann Macht genug über den jungen Mann gehabt, ihn zurückzuhalten. Sie wußte, daß er ein worthaltender Bursche war, der auch tat, was er tun zu wollen gesagt hatte. Miriota hätte gewiß die schwerste Beklemmung empfunden, wenn sie nur ahnte, welchem Gedankengang der junge Mann sich in diesem Augenblick hingab.

Da Nic Deck jedoch schwieg, wurde der Vorschlag des Schäfers von niemandem weiter aufgenommen. Wer hätte es auch jetzt, wo das Karpathenschloß entschieden verhext war, wagen sollen, es zu besuchen, wenn er nicht schon vorher den Kopf verloren hatte? Jeder suchte also die geeignetsten »Gründe« hervor, sich davon loszukaufen. Der Birö war nicht mehr in dem Alter, so etwas zu unternehmen. Der Lehrer hatte seine Schule zu besorgen, Jonas seinen Gasthof zu führen; Frik hatte seine Schafe zu hüten und die anderen Bauern hatten sich mit ihrem Vieh oder Heu zu beschäftigen.

Nein! Kein einziger wollte das Opfer einer solchen Unbesonnenheit werden, und wiederholte für sich: »Wer so kühn wäre, zur Burg zu gehen, dürfte von dort wohl nie wieder heimkehren!«

Da öffnete sich rasch die Tür der Gaststube. Alle schrakten zusammen.

Es war aber nur der Doktor Patak, und es wäre denn doch schwierig gewesen, ihn für eine jener bezaubernden Lamien zu halten, von denen Magister Hermod gesprochen hatte.

Da sein Patient tot war – was seinem medizinischen Scharfsinn alle Ehre machte – hatte sich Doktor Patak beeilt, in die Versammlung im ›König Mathias‹ zu kommen.

»Da seid Ihr endlich!« rief Meister Koltz.

Doktor Patak wechselte erst mit jedem einen kräftigen Händedruck, als wenn er Arzneien ausgeteilt hätte, und rief dann in halb spöttischem Ton: »Nun, Ihr Leute, immer ist's die Burg, das Teufelsnest, das Euch beschäftigt! – Oh, Ihr Hasenfüße! Wenn das alte Schloß qualmen will, dann laßt's doch ruhig qualmen! Raucht denn Euer gelehrter Hermod nicht, und noch dazu den ganzen langen Tag? Wahrlich, das ganze Dorf ist bleich vor Schrecken! Ich habe bei meinen Krankenbesuchen von gar nichts anderem reden hören! Die Geister haben da draußen ein Feuer angezündet.

Warum denn nicht? Wenn sie sich nun den Schädel erkältet haben? Vielleicht frieren sie auch in den Zimmern des Wartturms – oder sie mußten dort gerade Brot für jene Welt backen! Man muß sich da oben doch schließlich auch ernähren, wenn es wahr ist, daß jeder dereinst wieder aufsteht! Vielleicht sind es Bäckergesellen aus dem Himmel, die dort ihren Backofen eingerichtet haben.«

So platzte der Mann mit einem Scherz nach dem andern heraus – freilich nicht nach dem Geschmack der Bewohner von Werst, die solchen Spott ernsthaft verabscheuten.

Man ließ den Doktor reden.

Dann aber fragte ihn der Birö: »Sie schreiben also dem, was auf der Burg vor sich geht, keinerlei Bedeutung zu, Doktor?«

»Nicht die geringste, Meister Koltz.«

»Sagten Sie nicht früher einmal, Sie wären gleich bereit dorthin zu gehen, wenn man Ihnen das nicht zutrauen sollte?«

»Ich?« erwiderte etwas stotternd der alte Krankenpfleger, den es doch unangenehm berührte, daß man ihn jetzt an seine Worte erinnerte.

»Nun freilich! Haben Sie das nicht wiederholt geäußert?« fuhr der Beamte unbeirrt fort.

»Gesagt hab' ich es wohl ... ganz sicher, und wahrhaftig ... wenn es sich nur darum handelt, es zu wiederholen.«

»Es handelt sich darum, es zu tun.«

»Es zu tun?«

»Ja, und statt es Ihnen zuzutrauen, begnügen wir uns damit, Sie darum zu ersuchen«, fügte Meister Koltz hinzu.

»Ja, Ihr begreift, meine Freunde ... natürlich ... ein derartiger Vorschlag ... «

»Nun also, da Ihr zögert, Doktor«, ließ sich der Wirt vernehmen, »so ersuchen wir Euch darum nicht, sondern trauen es Euch einfach nicht zu.«

»Ihr traut es mir nicht zu?«

»Ja, Doktor!«

»Ihr geht gleich zu weit, Jonas«, mischte sich da der Birö ein. »Man darf so etwas von Patak nicht behaupten. Wir wissen, daß er ein Mann von Wort ist; was er gesagt hat, daß er tun werde, das wird er auch tun, und wär's auch nur um dem Dorf, nein, dem ganzen Land einen wichtigen Dienst zu erweisen.«

»Es ist also euer Ernst? Ihr wollt, daß ich zum Schloß gehe?« rief der Doktor, dessen kupferiges Gesicht ganz blaß wurde.

»Davon werdet Ihr nun nicht loskommen«, erklärte Meister Koltz entschieden.

»Ich bitte Euch aber, bester Freund, ich bitte Euch, das wollen wir uns doch erst überlegen!«

»Überlegt ist schon alles«, ließ Jonas sich vernehmen.

»Seid einmal gerecht. Wozu würde es nützen, wenn ich nun wirklich dorthin ginge, und was könnte ich bestenfalls finden? Einige wackere Leute, die in der Burg ein Unterkommen gesucht haben und die keinen Menschen belästigen.«

»Desto besser«, meinte Magister Hermod, »wenn da so wackere Leute sind, habt Ihr ja gar nichts zu fürchten, und findet vielmehr Gelegenheit, ihnen Eure Dienste anzubieten.«

»Wenn sie mich brauchen«, erwiderte Doktor Patak, »werden sie mich rufen lassen, dann werd' ich, das könnt Ihr mir glauben, keinen Augenblick zögern, mich zum Schloß zu begeben. Ohne gerufen worden zu sein, laufe ich aber nicht nach auswärts, und für nichts und wieder nichts mache ich auch keine Besuche.«

»Nun, Eure Mühe wird natürlich bezahlt werden«, versicherte Meister Koltz, »ohne daß Ihr aufs Honorar zu warten braucht.«

»Wer soll mich denn bezahlen?«

»Ich ... wir alle ... soviel Ihr fordert!« antworteten die meisten Stammgäste Jonas'.

Trotz seiner fortwährenden Prahlereien war der gute Doktor offenbar genau derselbe Hasenfuß wie die übrigen Bewohner von Werst. Nachdem er sich so oft als Freigeist aufgespielt und die Legenden des Landes bspöttelt hatte, brachte es ihn jetzt in schwere Verlegenheit, das an ihn gerichtete Gesuch abzuschlagen. Doch selbst wenn man ihn freiwillig honorierte, war die Aufgabe, zum Karpathenschloß zu gehen, gar nicht nach seinem Sinn. Er suchte also durch alle erdenklichen Gründe nachzuweisen, daß dieser

Versuch keinen Zweck haben könne, daß das ganze Dorf sich der Lächerlichkeit aussetze, wenn er losgeschickt würde, die Burg zu durchsuchen. Seine Beweise brannten ihm jedoch sozusagen von der Pfanne.

»Hört mal, Doktor«, wandte Magister Hermod dagegen ein, »mir scheint, Ihr habt dabei doch gar nichts zu riskieren, Ihr glaubt ja sowieso nicht an Geister.«

»Nein, daran glaube ich nicht.«

»Nun also, sind es keine Geister, die dort im Schloß ihr Wesen treiben, so sind es menschliche Geschöpfe, die sich dort befinden, und Ihr könnt bei dieser Gelegenheit bequem Bekanntschaft mit ihnen machen.«

Dieser Einwand des Lehrers entbehrte ja nicht der Logik, und es war gewiß nicht leicht, ihn zu widerlegen.

»Zugegeben, Hermod«, antwortete der Doktor, »ich könnte aber auf der Burg zurückgehalten werden.«

»Das wäre doch ein Beweis, daß Ihr gut aufgenommen würdet«, versetzte Jonas.

»Sicher; doch wenn meine Anwesenheit nun länger dauerte und wenn dann jemand im Dorf meine Hilfe brauchte.«

»Keine Angst! Uns geht es allen ausgezeichnet«, versicherte Meister Koltz, »und seit Euer letzter Patient das Billet nach jener Welt gelöst hat, gibt es in Werst keinen einzigen Kranken.«

»Nun heraus mit der Sprache«, drängte der Gastwirt, »wollt Ihr gehen oder nicht?«

»Meine Güte, nein!« gab der Doktor zur Antwort. »Aus Furcht weigere ich mich wahrlich nicht. Ihr wißt ja, daß ich

an Hexereien überhaupt nicht glaube. Nein, die ganze Geschichte erscheint mir aber äußerst dumm und, das wiederhole ich Euch, einfach lächerlich. Weil da aus einem Turmschornstein etwas Rauch aufgestiegen sein soll – noch dazu Rauch, der gar keiner gewesen zu sein braucht. Nein, ein für alle mal, ich schlag's ab, ich geh nicht zum Karpathenschloß.«

»Aber ich werde gehen!«

Es war der Förster Nic Deck, der jetzt diese Worte in das Gespräch geworfen hatte.

»Du, Nic?« rief Meister Koltz.

»Jawohl, ich; doch nur unter der Bedingung, daß Patak mich begleitet.«

Diese direkt an die Adresse des Doktors gerichtete Aufforderung veranlaßte den armen Kerl aufzuspringen, wie um sich zu wehren.

»Meint Ihr wirklich, Förster?« erwiderte er. »Ich – Euch begleiten? Natürlich. Das wäre ja ein hübscher Spaziergang, wir beide zusammen. Wenn ich nur einen Nutzen davon sähe ... und wenn man die Sache auch wagen darf. Ihr wißt selbst, Nic, daß es nicht einmal einen Weg gibt, um zur Burg zu gelangen. Wir können also einfach gar nicht hin.«

»Ich habe erklärt, zur Burg zu gehen«, fiel ihm Nic ins Wort, »und da ich das gesagt habe, werde ich auch hingehen.«

»Schön; doch ich, ich hab' es nicht gesagt!« rief der Doktor mit Armen und Beinen strampelnd, als ob ihn einer am Kragen gepackt hätte.

»Doch, Ihr habt das gesagt«, erklärte Jonas.

»Ja! Jawohl!« riefen die anderen wie aus einem Mund.

Von der ganzen Gesellschaft bedrängt, wußte der alte Krankenpfleger nicht mehr, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. Oh, wie bedauerte er jetzt seine frühere Prahlererei! Allerdings hätte er sich niemals eingebildet, daß man ihn beim Wort nehmen und verlangen würde, persönlich für seine Aussagen einzutreten. Jetzt gab's für ihn leider keine Ausflucht mehr, wollte er nicht zum Gelächter von ganz Werst werden und vor dem ganzen Land Spießbruten laufen. Er beschloß also, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

»Nun denn, da Ihr es wünscht«, sagte er, »werd' ich Nic begleiten, obwohl das nutzlos sein wird.«

»Schön, Doktor Patak, das ist doch wenigstens ein Wort!« riefen die Männer an den Schanktischen.

»Und wann machen wir uns auf den Weg, Förster?« fragte Doktor Patak in zwar möglichst gleichgültigem Ton, der seine Scheu vor der ganzen Geschichte jedoch nur schlecht verhehlte.

»Morgen in der Frühe«, antwortete Nic Deck.

Nach den letzten Worten wurde es ganz still rings umher, ein Beweis, daß die Angelegenheit Meister Koltz wie die übrigen tief erregte. Gläser und Flaschen waren geleert, und doch stand keiner auf, machte keiner Anstalt, die Gaststube zu verlassen, obgleich es spät genug war, um nach Hause zu gehen. Jonas hielt es also für angezeigt, noch einmal mit Schnaps und Rakiou aufzuwarten.

Plötzlich ließ sich inmitten des allgemeinen Schweigens deutlich eine Stimme vernehmen, die langsam folgende Worte sprach:

»Nic Deck, geh nicht zu der Burg! Geh nicht dahin! Es droht dir Unheil!«

Wer hatte diese Warnung ausgesprochen? Woher kam die Stimme, die keiner erkannte und die aus unsichtbarem Mund zu tönen schien? Das konnte nur die Stimme eines Gespensts sein, eine übernatürliche, eine Stimme aus der anderen Welt.

Jetzt erreichte das Entsetzen seinen Höhepunkt. Keiner wagte den andern anzusehen, keiner brachte eine Silbe über die Lippen.

Der Mutigste in der ganzen Gesellschaft – offenbar der junge Nic – wollte jedoch wissen, woran er damit war. Es gab keinen Zweifel, daß jene Worte hier in der Gaststube selbst ausgesprochen worden waren.

So näherte sich denn der Förster zuerst einer großen Truhe, die er öffnete.

Niemand!

Er untersuchte die an die Gaststube stoßenden Fremdenzimmer.

Niemand!

Er stieß die Tür des Wirtshauses auf, trat hinaus und ging über die Terrasse bis zur Landstraße von Werst.

Niemand!

Wenige Minuten später hatten Meister Koltz, der Magister Hermod, Doktor Patak, Nic Deck, der Schäfer Frik und die andern das Wirtshaus verlassen, so daß nur dessen Inhaber, Jonas, allein zurückblieb, der den Schlüssel in der Haustür heute zweimal umdrehte.

In derselben Nacht verbarrikadierten die Bewohner von Werst, als ob ihnen das wilde Heer schon auf dem Nacken säße, jeden Zugang zu ihren Häusern, so gut sie das konnten.

5. KAPITEL

Am folgenden Morgen machten sich Nic Deck und Doktor Patak gegen 9 Uhr zum Aufbruch bereit. Der Förster hatte vor, den Bergrücken des Vulcan zu ersteigen, um sich so auf dem kürzestem Weg zum Schloß zu begeben.

Nach dem Auftreten des Rauchs auf dem Wartturm und nach der seltsamen Erfahrung mit der in der Gaststube des ›König Mathias‹ gehörten Stimme, kann es nicht wunder nehmen, daß die gesamte Bevölkerung ganz aus dem Häuschen war. Einige Zigeuner sprachen schon davon, das Land zu verlassen. In den Familien unterhielt man sich von nichts anderem ... aber nur nur mit ganz leiser Stimme. Wer hätte denn noch gewagt zu leugnen, daß es einen Teufel, den »Chort« gab, der von jener an den jungen Forstmann gerichteten Warnung Kenntnis hatte? In Jonas' Wirtshaus waren ja mindestens 15 der glaubwürdigsten Personen anwesend gewesen, die jene merkwürdigen Worte selbst mit vernommen hatten, so daß die Annahme, sie wären nur das Opfer einer Sinnestäuschung gewesen, ganz unhaltbar schien. Nein, da gab es keinen Zweifel; Nic war unter Nennung seines Namens gewarnt worden; ihm sollte ein Unglück zustoßen, wenn er wirklich so kühn war, das Karpathenschloß zu durchsuchen.

Und der junge Forstmann wollte das noch obendrein unternehmen, ohne daß er dazu gezwungen war. Obwohl Meister Koltz viel daran gelegen sein mußte, das Geheimnis der Burg zu entschleiern, und obwohl das ganze Dorf ein Interesse daran hatte zu erfahren, was dort wirklich

vorging, hatte man doch keine Mühe gespart, Nic zur Zurücknahme seiner Worte zu bewegen. Verweint, verzweifelt, die Augen noch voller Tränen hatte Miriota ihn angefleht, sich das Abenteuer aus dem Sinn zu schlagen. Schon vor jener geheimnisvollen Warnung erschien das ja sehr ernst, danach war es geradezu sinnlos zu nennen. Jetzt, fast am Vorabend seiner Hochzeit, wollte Nic sein Leben bei einem solchen Versuch aufs Spiel setzen, und selbst seine Verlobte, die vor ihm auf den Knien lag, konnte ihn nicht davon abbringen.

Auf den Förster machten jedoch, ebenso wie die Beschwörungen seiner Freunde, die Tränen Miriotas keinen merklichen Eindruck. Das verwunderte übrigens niemanden. Die Leute kannten ja seinen entschlossenen Charakter, seine Zähigkeit, um nicht zu sagen, seine Starrsinnigkeit. Er hatte einmal gesagt, daß er in das Karpathenschloß gehen werde, und davon konnte ihn nun nichts mehr abbringen, nicht einmal jene direkt an ihn gerichtete Drohung. Ja, er wollte zur Burg gehen, selbst wenn er von da nimmermehr zurückkehrte!

Als die Stunde zum Aufbruch gekommen war, drückte Nic Deck seine Miriota noch einmal ans Herz, während das junge Mädchen sich mit dem Daumen, Zeige und Mittelfinger bekreuzigte, was nach rumänischer Sitte als Huldigung an die Dreifaltigkeit gilt.

Und der Doktor Patak? Nun, der arme Kerl, der sich genötigt sah, den Förster zu begleiten, hatte noch immer versucht, davon loszukommen – allerdings ohne Erfolg. Was er nur dagegen sagen konnte, hatte er gesagt. Auch die Geisterstimme hatte er angeführt, die ja ganz ausdrücklich verbot, das Schloß zu betreten.

»Oh, jene Drohung galt nur mir allein«, gab ihm Nic Deck darauf einfach zur Antwort.

»Und wenn Euch nun ein Unglück zustieße, Förster«, hatte der Doktor geantwortet, »würde ich denn dann ohne Schaden davonkommen?«

»Schaden oder nicht, Ihr habt nun einmal zugesagt, mit mir zum Schloß zu gehen, und das werdet Ihr tun, weil ich eben dahin gehe!«

Da sie einsahen, daß den jungen Forstmann nichts abhalten würde, sein Versprechen einzulösen, gaben ihm die Leute von Werst nun in dieser Hinsicht ganz besonders recht. Es war doch auf jeden Fall besser, daß Nic Deck sich nicht allein in dieses Abenteuer stürzte. Auch der Doktor gab zwar voller Angst endlich klein bei, da ihm doch jeder Rückzug abgeschnitten war, er seine ganze Stellung im Dorf gefährden und sich sagen mußte, daß man ihn nach seinen gewohnten Prahlereien herzlich auslachen würde. Dennoch klammerte er sich immer an die Hintertürchen, schon das kleinste unterwegs auftretende Hindernis zu benutzen, um seinen Gefährten zur Rückkehr zu bewegen.

Nic Deck und Doktor Patak machten sich also auf den Weg, und Meister Koltz, Miriota, Hermod, Frik und Jonas begleiteten sie bis zur nächsten Biegung der Landstraße, wo sie zurückblieben.

Hier richtete Meister Koltz zum letztenmal das Fernrohr – das er jetzt nicht mehr aus der Hand legte – auf das Schloß. Aus dem Schornstein des Turms stieg kein Rauch empor, denn der wäre bei der klaren Luft des schönen

Frühjahrmorgens unzweifelhaft erkennbar gewesen. Einige der Männer glaubten schon, die natürlichen oder übernatürlichen Insassen des Schlosses möchten zu Kreuze gekrochen sein, da sie sahen, daß sich der Förster nicht um ihre Drohungen kümmerte – und das erschien ja als weiterer Grund, die Angelegenheit bis zur befriedigenden Lösung zu betreiben.

Man drückte einander noch einmal die Hand, und Nic Deck, der den Doktor mit sich wegzog, verschwand am Winkel des Bergrückens.

Der junge Forstmann trug seine Dienstkleidung, die mit breitem Schild versehene Mütze, den Waffenrock mit Gürtel und den Hirschfänger darin, weite Beinkleider, eisenbeschlagene Stiefel, die Patronentasche an der Hüfte und die lange Flinte auf der Schulter. Er stand im Ruf eines sicheren Schützen, und da hier eine Begegnung, wenn auch nicht mit Geistern, so doch mit Landstreichern, die sich in der Nähe der Grenze umhertrieben, oder wenn nicht mit diesen, dann wenigstens mit oft recht bösartigen Bären nicht ausgeschlossen schien, so war es ja ein Gebot der Klugheit, zur Abwehr gerüstet zu sein.

Der Doktor hatte sich mit einer alten Pistole mit Stein- schloß bewaffnet, die bei fünf Schüssen dreimal versagte. Er trug auch eine Axt, die ihm sein Begleiter aufgenötigt hatte, um sich im Notfall durch das dichte Unterholz des Plesa einen Weg brechen zu können. Auf dem Kopf den

großen Hut der Landleute, den Körper in einen anschließenden Rock fest eingeknüpft, trug er an den Füßen mächtige Schuhe mit festem Eisenbeschlag. Trotz dieser schweren Ausrüstung hoffte er aber doch davonlaufen zu können, sobald sich dazu eine irgend passende Gelegenheit bieten würde.

Nic Deck und er hatten sich gleichmäßig mit einigem Vorräten versorgt, die sie im Rucksack trugen, um ihren Ausflug gegebenenfalls länger ausdehnen zu können.

Über die Biegung der Straße hinausgekommen, gingen Nic Deck und der Doktor einige hundert Schritte längs des Nyad auf dessen rechtem Ufer hin. Der eigentliche Weg, der die Schluchten des Bergstocks vielfach umkreiste, hätte sie zu weit nach Westen geführt. Am vorteilhaftesten wäre es nun gewesen, wenn sie dem Bett des Bergbachs immer weiter hätten folgen können, da das die Entfernung bis zum Schloß auf ein Drittel verkürzt hätte, denn der Nyad entspringt unmittelbar in den Klüften der Hochfläche des Orgall. Das anfänglich gangbare Steilufer, das weiterhin sehr tief eingeschnitten und von Felsblöcken unterbrochen war, gestattete dann aber selbst Fußgängern kein Fortkommen mehr. Die beiden Wanderer mußten deshalb schräg nach links abweichen, um sich der Richtung zum Schloß wieder zuzuwenden, wenn sie die untere Zone der Wälder des Plesa hinter sich hatten.

Das war übrigens die einzige Seite, von der aus man zur Burg gelangen konnte. Zur der Zeit, als Baron von Gortz noch darin wohnte, bildete ein Verbindungsweg zum Dorf Werst, dem Rücken des Vulcan und dem Tal der walachischen Sil entlang, eine Art schmale Schneise, die in dieser Richtung angelegt worden war. Jetzt wucherte an ihr

entlang allerdings schon wieder seit 20 Jahren Baum und Strauch, die sie so dicht verschlossen waren, daß kein Weg, kein Schlangenpfad hindurch mehr aufzufinden war.

Beim Verlassen des tiefer ausgehöhlten Bettes des Nyad, durch das ein richtiger Wasserschwall hinunterschoß, blieb Nic einmal stehen, um sich zu orientieren. Das Schloß war jetzt nicht zu sehen. Es konnte erst jenseits des Waldes wieder hervortreten, der die unteren Stufen des Berges bedeckte – eine in der Oreographie der Karpathen ganz gewöhnliche Anordnung. Die Himmelsgegenden mußten also hier beim Mangel aller Merkmale schwer zu bestimmen sein. Nur die Stellung der Sonne, deren Strahlen über die entfernten Bergkämme im Südosten strichen, boten hierfür einen Anhalt.

»Da sieht Er's ja, Förster, da sieht Er's. Nicht einmal ein Weg ist vorhanden ... oder wenigstens nicht mehr da.«

»Es wird sich schon einer herstellen lassen«, erwiderte Nic Deck.

»Ja, das ist leicht gesagt, Nic ... «

»Und auch leicht auszuführen, Patak.«

»Ihr seid nach wie vor fest entschlossen?«

Der Förster begnügte sich mit einem bejahenden Zeichen zu antworten und schlug einen Weg quer durch die Bäume ein.

Da empfand der Doktor ein kaum niederzukämpfendes Verlangen, stehenden Fußes umzukehren; sein Begleiter, der einmal den Kopf zurückwandte, warf ihm jedoch einen solchen gebieterischen Blick zu, daß der Hasenfuß es nicht für angezeigt hielt, zurückzubleiben.

Doktor Patak klammerte sich noch an eine einzige Hoffnung, an den Gedanken nämlich, daß Nic Deck sich in dem

Labyrinth der unendlichen Waldmassen verirren könnte. Er rechnete dabei allerdings nicht mit dessen vorzüglichem Spürsinn, dem berufsmäßigen Instinkt, jene sozusagen »tierische« Fähigkeit, die ihm gestattete, sich nach den unscheinbarsten Zeichen zu richten, nach dem starken Hervorspringen der Zweige in der oder jener Richtung, nach den Wellen des Erdbodens, der wechselnden Farbe der Moose, je nachdem diese mehr dem Süd oder dem Nordwind ausgesetzt sind.

Nic Deck war viel zu vertraut mit seinem Beruf; er ging diesem, ohne sich je zu verlaufen, mit größtem Eifer selbst in den unbekanntem Waldbeständen nach. Er wäre der würdige Rivale eines Lederstrumpfs oder eines Chingachgooks im Land Coopers gewesen.

Immerhin sollte diese Baumzone wirklich Schwierigkeiten bereiten. Ulmen, Buchen, einzelne jener Ahornbäume, die man »Falsche Platanen« nennt, und prächtige Eichen nahmen die unteren Stufen des Berges bis zur Region der Birken, Fichten und Kiefern ein, die in den höheren Lagen der linken Seite des Bergrückens standen. Diese Bäume mit ihren mächtigen Stämmen, ihren in jungem Saft stehenden Ästen, dem dichten Blattwerk, sprossen hier vielfach untereinander und bildeten ein grünes Dach, das die Sonnenstrahlen kaum da und dort einmal zu durchdringen vermochten.

Der Weg wäre immerhin nicht so schwierig gewesen, wenn sich die Wanderer unter die niedrigsten Zweige hätten bücken wollen. Dafür bot jedoch die Erde desto mehr Hindernisse, und es hätte einer ungeheueren Arbeit bedurft, sich gegen die Disteln und Nesseln zu schützen,

die bei der leisesten Berührung Tausende von Brennhaaren ausstreuten. Nic Deck war am Ende nicht der Mann, der sich um so etwas sonderlich kümmerte, und konnte er nur durch das Gehölz vorwärtsdringen, so wären ihm einige Hautrisse und Abschürfungen nicht von Bedeutung gewesen. Die Fortbewegung konnte unter solchen Verhältnissen natürlich nur sehr langsam vonstatten gehen. Eine unangenehme Zugabe, da weder Nic Deck noch dem Doktor Patak daran gelegen sein konnte, die Burg erst im Lauf des Nachmittags zu erreichen. War es dagegen noch hell genug, dann konnten sie sie besuchen und noch vor der Nacht nach Werst heimgekehrt sein.

Mit der Axt in der Hand brach sich der Förster Bahn durch das dichte Gestrüpp, das mit pflanzlichen Bajonetten übersät war, und wo der Fuß nur auf unebenem Terrain, von Wurzeln und losem Geäst überzogen, stehen konnte. Dabei stieß er sich oft an abgehauenen Baumstämmen, wenn er in die feuchte Schicht von toten Blättern, die kein Windhauch je berührt hatte, einsank. Dabei zerplatzten Myriaden von Samenkapseln wie Knallerbsen, zum großen Schrecken des Doktors, der bei diesem Geknatter scheu zur Seite sprang, sich nach rechts und links hin umsah und entsetzt umdrehte, wenn ein dürrer Zweig an seinem Ohr hängenblieb, wie eine Kralle, die ihn zurückhalten wollte. Nein, hier war er seines Lebens nicht sicher, der arme Mann. Jetzt hätte er auch nicht mehr gewagt, allein zurückzukehren, und so bemühte er sich nach Kräften, seinen verschlossenen Begleiter keinen Vorsprung gewinnen zu lassen.

Zuweilen stießen die Wanderer auf merkwürdige Lichtungen; hier fiel das Tageslicht mit vollem Strahl ein. Ganze

Herden von schwarzen, aus ihrer Einsamkeit aufgeschreckten Störchen flohen aus den hohen Ästen am Rand und flatterten rauschend davon. Das Vorwärtskommen über die Lichtungen erschien nur noch ermüdender. Hier hatten sich – ein ungeheueres Stäbchenspiel – die vom Sturm geknickten oder vom Alter gestürzten Bäume, als ob ihnen die Axt des Holzhauers den Todesstoß gegeben hätte, in großer Menge übereinandergelegt. Hier fanden sich gewaltige Bäume, die von der Fäulnis verzehrt wurden, die niemals zu nützlichen Zwecken zerlegt und die von keinem Karren zum Bett der walachischen Sil geschafft werden sollten.

Mit diesen nur schwierig zu überkletternen und zuweilen unmöglich zu umgehenden Hindernissen hatten Nic Deck und sein Gefährte große Mühe. Gelang das auch dem beweglichen, geschmeidigen und kräftigen jungen Förster, so konnte doch der Doktor Patak mit seinen kurzen Beinen und seinem Schmerbäuchlein, der außerdem auch schon ganz außer Atem war, dann und wann einen Sturz nicht vermeiden, so daß ihm jener zu Hilfe eilen mußte.

»Ihr seht, Nic, daß ich mir zu guter letzt noch ein Bein breche!« jammerte er wiederholt.

»Na, dann kuriert Ihr Euch einmal selbst.«

»Ich bitte Euch, junger Mann, seid vernünftig. Man soll nicht gegen das Unmögliche anzukämpfen streben!«

Da war Nic Deck aber schon lange wieder ein Stück voraus, und der Doktor, der nichts bei ihm ausrichten konnte, beeilte sich, ihn wieder einzuholen.

Es wäre schwierig gewesen, sich Rechenschaft zu geben, ob die bisher eingehaltene Richtung die richtige war, um zur Burg zu gelangen. Da der Erdboden jedoch immer

wieder anstieg, konnte man ja hoffen, zum Waldrand zu kommen, der dann wirklich um 3 Uhr nachmittags erreicht wurde.

Über diesen hinaus und bis zur Hochfläche des Orgall erstreckte sich der Vorhang grüner Bäume, die immer weniger eng standen, je steiler der Boden aufstieg.

Hier wurde auch der Nyad zwischen den Felsen wieder sichtbar, der sich also mehr nach Nordwesten gewendet hatte oder auf den zu Nic Deck marschiert sein mochte. Das bestätigte dem jungen Förster, daß er den nächsten Weg eingeschlagen hatte, da der Bach aus den Felsenspalten jener Hochfläche zu entspringen schien.

Nic Deck konnte dem Doktor eine Stunde Rast am Ufer des Bachs nicht abschlagen. Übrigens verlangte der Magen jetzt ebenso gebieterisch sein Recht wie die Beine. Die Rucksäcke waren wohlversorgt, der Rakiou füllte die Kürbisflasche des Doktors und von Nic Deck bis zum Pfropfen. Daneben murmelte noch ein frisches, klares, an den Kieselsteinen des Bachs filtriertes Quellwasser wenige Schritte unter ihnen dahin. Was konnte man mehr wünschen? Hatten sich die beiden Männer viel zugemutet, so mußten sie sich jetzt auch wieder ordentlich stärken.

Seit dem Aufbruch hatte der Doktor kaum Muße gehabt, mit Nic Deck, der immer voraus war, ein Wort zu wechseln. Jetzt, als sie am Ufer des Nyad saßen, hielt er sich aber dafür schadlos. War der eine wenig redselig, so schwatzte wenigstens der andere nur allzu gern. Es versteht sich also von selbst, daß von letzterer Seite viele weitschweifige Fragen gestellt, von der andern aber nur kurz beantwortet wurden.

»Sprechen wir ein wenig, Förster, und sprechen wir ein ernstes Wort«, begann der Doktor.

»Ich höre«, sagte Nic Deck.

»Ich meine, wenn wir hier halt gemacht haben, so geschah das, um neue Kräfte zu gewinnen.«

»Völlig richtig.«

»Ehe wir nach Werst zurückkehren?«

»Nein, ehe wir zur Burg weitergehen.«

»Ich bitte Euch, Nic Deck, nun sind wir bereits 6 Stunden unterwegs und haben kaum die Hälfte zurückgelegt.«

»Ein Beweis, daß wir keine Zeit zu verlieren haben.«

»Es wird aber die Nacht kommen, ehe wir vor dem Schloß stehen, und ich meine, Förster, Ihr werdet nicht verrückt genug sein, das zu wagen, ohne klar sehen zu können; wir müssen dann den Tag abwarten.«

»Nun ja, dann warten wir eben.«

»Ihr wollt also nicht auf dieses Vorhaben verzichten, das doch eigentlich keinen Sinn und Verstand hat?«

»Nein.«

»Wirklich! Hier sitzen wir nun, völlig entkräftet, brauchen einen gut besetzten Tisch in einer gemütlichen Stube, und ein weiches Bett in stiller Kammer, und Ihr wollt die Nacht unter freiem Himmel zubringen?«

»Jawohl, wenigstens dann, wenn irgend etwas uns hindert, durch die Umfassungsmauer des Schlosses zu gelangen.«

»Und wenn es kein solches Hindernis gibt?«

»Dann schlafen wir in einem Zimmer des Wartturms.«

»In einem Zimmer des Wartturms!« rief Doktor Patak. »Ihr glaubt, Förster, daß ich zustimmen würde, eine Nacht im Innern des verhexten Schlosses zu verbringen?«

»Natürlich, wenn Ihr nicht etwa vorzieht, allein draußen zu bleiben.«

»Allein, Förster! Das ist gegen die Absprache; doch wenn wir uns trennen müssen, würd' ich es lieber sehen, es geschähe hier, damit ich noch zum Dorf zurückkehren kann.«

»Verabredet, Doktor Patak, ist nur, daß Ihr mir folgen werdet, wohin ich auch gehe.«

»Am Tag, ja; in der Nacht, nein.«

»Nun, meinerwegen, es steht Euch frei zu gehen; achtet aber darauf, Euch im Dickicht nicht zu verirren.«

Sich zu verirren, das beunruhigte den Doktor am meisten. Auf sich allein angewiesen und ohne Bekanntschaft mit den unzähligen Kreuzundquerpfaden im gangbaren Teil des Walds des Plesa, fühlte er sich außerstande, den Weg nach Werst zu finden. Im übrigen war allein zu sein, wenn die Nacht gekommen wäre – eine voraussichtlich stockfinstere Nacht – die Abhänge des Bergstocks hinunterzugehen, auf die Gefahr hin, vielleicht in eine Schlucht hinabzustürzen, für ihn keine verlockende Aussicht. Da er davon befreit sein sollte, die Mauer zu erklettern, woran ja nach Sonnenuntergang überhaupt nicht zu denken war, erschien es ihm richtiger, dem Forstmann bis zum Fuß der Umfassungsmauer zu folgen. Der Doktor wollte jedoch noch einen letzten Versuch wagen, seinen Begleiter abzuhalten.

»Ihr wißt, mein lieber Nic«, wandte er sich an ihn, »daß ich niemals imstande wäre, Euch zu verlassen. Da Ihr darauf besteht, Euch zum Schloß zu begeben, werde ich Euch nicht allein gehen lassen.«

»Das ist doch ein vernünftiges Wort, Doktor Patak, und ich meine, daran sollt Ihr festhalten.«

»Nein, noch ein anderes Wort, Nic. Wenn die Nacht einbricht und wir erst dann ans Schloß kommen, müßt ihr mir versprechen, keinen Versuch zum Eindringen in die Burg zu machen.«

»Ich verspreche nur, Doktor, selbst das Unmögliche nicht zu scheuen, um dort hineinzugelangen, und nicht eher einen Fuß breit zurückzuweichen, ehe ich mich nicht überzeugt habe, was darin vorgeht.«

»Was darin vorgeht, Förster?« rief der Doktor Patak achselnzuckend. »Was meint Ihr denn, was darin vorgehen mag?«

»Ja, im voraus weiß ich davon nichts, da ich aber entschlossen bin, es zu erfahren, so werd' ich auch dahinterkommen.«

»Erst muß man überhaupt bis dahin ... bis an das Teufelsschloß gelangen!« versetzte der Doktor, der nun am Ende seiner Weisheit war. »Wenn ich das nach den bisherigen Hindernissen beurteile und nach der Zeit, die nur der Weg durch die Wälder des Plesa in Anspruch nimmt, dann wird der Tag zur Rüste gehen, ehe wir es zu sehen bekommen.«

»Das glaub' ich nicht«, antwortete Nic Deck. »Auf der Höhe des Berges ist das Fichtengehölz weit weniger mit Unterholz durchsetzt als dieses Dickicht von Ulmen, Ahornbäumen und Buchen.«

»Der Boden wird aber umso steiler ansteigen.«

»Das macht nichts, wenn er nur gangbar ist.«

»Ich habe mir aber sagen lassen, wir würden es auf der Höhe des Orgall mit Bären zu tun haben.«

»Ich habe meine Flinte und Ihr die Pistole, Euch der Haut zu wehren.«

»Wenn's aber Nacht wird, laufen wir Gefahr, uns in der Finsternis zu verirren!«

»Oh nein, denn wir besitzen jetzt einen Führer, der uns, wie ich hoffe, nicht wieder verlassen wird.«

»Was? Einen Führer?« rief der Doktor entsetzt.

Er sprang schnell auf, um ringsumher einen unruhigen Blick zu werfen.

»Ja sicher«, versicherte Nic Deck, »und dieser Führer ist hier der Bach, der Nyad, an seinem rechten Ufer entlang werden wir voraussichtlich den Rand der Hochfläche erreichen können, denn von dort nimmt er seinen Ursprung. Meiner Ansicht nach werden wir vor Ablauf von 2 Stunden am Tor der Burg stehen, wenn wir hier nicht länger verweilen.«

»Binnen 2 Stunden, wenn nur nicht etwa 6 daraus werden!«

»Nun denn, vorwärts! Seid Ihr bereit?«

»Ihr wollt schon fort, Nic? Wir haben doch kaum ein paar Minuten ausgeruht!«

»Ein paar Minuten, die zusammen eine gute halbe Stunde ausmachen. – Zum letzten Mal also, seid Ihr fertig?«

»Zum Kuckuck, wenn einem die Beine wie Blei am Leib hängen. Ihr wißt doch, daß ich keine Försterschenkel hab, Nic Deck! – Mir sind die Füße ganz gehörig angeschwollen, und es ist eine Grausamkeit, mich zwingen zu wollen, Euch zu folgen.«

»Nun, ich habe das Lamentieren satt, Patak. Ich stelle es Euch frei, mich zu verlassen. Glückliche Reise!«

Nic Deck erhob sich.

»Um Himmelswillen, Förster«, rief Doktor Patak, »hört noch auf ein Wort!«

»Auf Eure Dummheiten!«

»Nein, nein; doch da es schon so spät ist, wär' es doch besser, vorläufig hier zu bleiben und unter diesen Bäumen zu übernachten. Morgen mit Tagesgrauen brechen wir wieder auf und haben dann den ganzen Vormittag vor uns, um zum Schloß zu gelangen.«

»Doktor«, erwiderte Nic Deck, »ich wiederhole Euch nur, daß es meine Absicht ist und bleibt, darin schon die Nacht zuzubringen.«

»Nein!« widersprach der Doktor mit Entschiedenheit, »das werdet Ihr nicht tun, Nic. – Ich würde Euch schon daran zu hindern wissen.«

»Ihr?«

»Ich hänge mich an Euch an. Ich zerre Euch zurück. Schlage auf Euch los, wenn's sein muß.«

Er wußte nicht mehr, was er sagte, der unglückliche Patak.

Nic Deck hatte diese Redereien gar keiner Antwort gewürdigt, und nachdem er sich die Flinte wieder umgehängt hatte, machte er einige Schritte au das Ufer des Nyad zu.

»Wartet doch, wartet doch nur!« rief der Doktor kläglich. »Ein wahrer Teufelskerl! Nur noch einen Augenblick! Mir sind ja die Beine ganz steif. Meine Gelenke bewegen sich nicht.«

Die Gelenke verloren ihre Unbeweglichkeit jedoch sehr bald, denn der Ex-Krankenpfleger mußte sich mit seinen kurzen Beinen wohl oder übel zwingen, dem Förster nachzulaufen, der sich nicht einmal nach seinem jammernden Gefährten umdrehte.

Es war jetzt 4 Uhr. Über den Kamm des Plesa, der sie bald ganz aufhalten sollte, hinstreichend, beleuchteten die

Sonnenstrahlen nur noch das hohe Gezweig des Tannenwalds. Nic Deck hatte alle Ursache, schnell vorwärts zu kommen, denn unter den Bäumen wurde es, wenn der Tag zur Neige ging, sehr bald ganz dunkel.

Diese Wälder mit den gewöhnlichen alpinen Baumarten bieten einen merkwürdigen und seltsamen Anblick. Statt der schiefen, gekrümmten, wirt verzweigten Bäume weiter unten, streben hier gerade, vereinzelt bis 50 und 60 Fuß über der Wurzel nackte Stämme empor, die nirgends einen Astknoten aufweisen und ihre immergrünen Kronen wie eine flache Decke ausbreiten. Weder Gebüsch noch Gräser umhüllen ihren Fuß. Ihre Wurzeln kriechen auf der Erde hin, wie von der Kälte erstarrte Schlangen. Der Erdboden selbst ist nur mit gelblichem, glattem Moos bedeckt, da und dort mit verdorrtem Reisig bestreut, sowie mit einzelnen abgefallenen Tannenzapfen, die knirschend unter dem Fuß des Wanderers brechen. Dazu der steile und von kristallinischem Gestein durchsetzte Abhang, an dem sich die beste Ledersohle schnell abnutzt. Der Weg durch diesen Tannenwald gestaltete sich denn auch auf eine Viertelmeile weit recht ermüdend. Um die ihn gelegentlich versperrenden Felsblöcke zu erklimmen, bedurfte es einer Geschmeidigkeit des Körpers, einer Kraft der Schenkel, und einer Sicherheit in der Beherrschung aller Glieder, die dem Doktor Patlak leider nicht eigen waren. Wenn Nic Deck für sich allein eine Stunde zur Überwindung dieser schwierigen Strecke gebraucht hätte, so kostete es ihn nun drei mit dem »Anhängsel« seines Genossen, da er wiederholt stehenbleiben mußte, um auf ihn zu warten, oder ihm dabei zu helfen, ein für seine kurzen Beine zu hohes Felsstück zu erklimmen. Der Doktor hatte nur eine Furcht – eine entsetzliche Furcht,

nämlich die, in dieser trostlosen Einöde allein zurückzubleiben. War der Bergabhang auch schwieriger zu ersteigen, so standen dafür nah beim Scheitel des Plesa wenigstens die Bäume nicht mehr so dicht. Sie bildeten nur noch vereinzelte Gruppen von mäßigem Umfang. Zwischen ihnen hindurch erblickte man schon die Linie der Gebirgszüge, die sich am Horizont abzeichneten und noch den aufsteigenden Abendnebel überragten.

Der Nyad, dessen Verlauf der Förster bisher gefolgt war und den hier nur eine schwache Wasserader belebte, mußte in geringer Entfernung entspringen. Wenige hundert Fuß über den letzten beiden Stufen dehnte sich die Hochfläche des Orgall aus, die vom Gemäuer der Burg gekrönt war.

Nachdem sich beide noch einmal tüchtig ins Zeug gelegt hatten, erreichte Nic Deck endlich diese Fläche, bei der der Doktor jedoch nur noch als leblose Masse ankam. Der arme Mann hätte sich keine 20 Schritte mehr weiterschleppen können, und er stürzte jetzt auch zusammen wie der Stier, der unter dem Axthieb des Fleischers fällt.

Nic Deck fühlte sich durch den beschwerlichen Aufstieg kaum ermüdet. Hoch aufgerichtet stand er da und verschlang mit Blicken das Karpathenschloß, dem er sich noch niemals so sehr genähert hatte.

Vor ihm lag die Umfassungsmauer mit ihren Zinnen, selbst wieder verteidigt durch einen tiefen Wallgraben, dessen einzige Brücke nach dem Tor zu aufgezogen war, das ein Torbogen aus großen Quadersteinen umrahmte.

In der nächsten Umgebung auf der ganzen Hochfläche des Orgall war alles still und leer.

Ein letzter Tagesschein gestattete noch, das Gesamtbild der Burg zu erkennen, die mächtig, aber halb verschwommen aus dem Abendschatten auffragte.

Über der Mauerbrüstung war kein Mensch zu sehen, keiner auf der oberen Fläche des Wartturms oder auf der Kreisterrasse des ersten Stockwerks. Nicht das feinste Rauchwölkchen wirbelte um den stolzen, doch vom Rost der Jahrhunderte zerfressenen Wetterhahn.

»Na, Förster«, fragte der Doktor Patak, »gebt Ihr nun zu, daß es unmöglich ist, diesen Graben zu überschreiten, die Zugbrücke herabzulassen und das Tor zu öffnen?«

Nic Deck schwieg, er sagte sich ja auch selbst, daß er gezwungen sein würde, vorläufig vor den Mauern der Burg haltzumachen, denn bei der herrschenden Finsternis war gar nicht daran zu denken, in die Tiefe des Grabens hinunterzugleiten, die steile Mauerböschung zu erklimmen und hinter die Umfassungsmauer einzudringen. Nein, es schien weit ratsamer, den nächsten Morgen abzuwarten, um bei vollem Licht ans Werk zu gehen.

Das beschlossen denn auch die beiden Männer, zum großen Leidwesen des Försters, aber zur großen Befriedigung des ängstlichen Doktors.

6. KAPITEL

Die Silbersichel des zunehmenden Mondes war sehr bald der untergegangenen Sonne gefolgt. Aus Westen heranziehende Wolken verlöschten allmählich den letzten Dämmerchein am Himmel. Von der Erde aus stieg der Schatten immer weiter in die Höhe. Die Berge rings umher hüllten sich in den Mantel der Finsternis und die Formen der Burg verschwanden unter dem Florschleier der Nacht.

Wenn diese Nacht auch sehr finster zu werden drohte, so wies doch nichts darauf hin, daß sie durch Witterungsunbill, durch Gewitter, Sturm oder Regen gestört werden sollte. Für Nic Deck und seinen Begleiter, die ja unter freiem Himmel übernachten mußten, war das ein glücklicher Umstand.

Auf der öden Hochfläche des Orgall fand sich keine zusammenhängende Baumgruppe mehr; nur da und dort kroch so niedriges Buschwerk über die Erde hin, daß es gegen die nächtliche Kühle keinerlei Schutz bieten konnte. Felsblöcke gab es allerdings so viele man sich nur wünschen konnte; hier zur Hälfte in der Erde vergraben, dort in so gefährlichem Gleichgewicht aufgerichtet, daß ein tüchtiger Windstoß hätte reichen müssen, sie in den Tannenwald darunter zu stürzen.

Die einzige, auf diesem steinigen Boden üppig wuchernde Pflanze war eine buschige Distel, der »Russendorn« genannt, deren Samenkörner, wie Elisee Reclus erzählt, von dem rauhen Fell moskowitischer Pferde hierher gebracht worden waren – »ein Andenken, das die Russen bei einem früheren Feldzug den Transsilvaniern hinterließen.«

Jetzt ging es also darum, eine geeignete Stelle auszuwählen, auf der man den Tag erwarten und sich einigermaßen gegen die in dieser Höhe voraussichtlich starke Abnahme der Temperatur schützen konnte.

»Wer die Wahl hat, hat die Qual; so geht's auch uns – allerdings im schlechten Sinn!« brummte der Doktor Patak.

»So beklagt Euch doch darüber!« antwortete Nic Deck sehr kurz.

»Natürlich, ich beklage mich ja auch! Das ist doch der beste Ort, um sich einen guten Schnupfen oder gar einen

tüchtigen Rheumatismus zu holen, von dem ich mich schwerlich wieder zu befreien vermöchte.«

Ein offenes Geständnis der Wissensarmut aus dem Mund des alten Heilgehilfen der Quarantäne! Oh, wie schmerzlich vermißte er jetzt sein hübsches Häuschen in Werst, mit dem wohlverwahrten Schlafzimmer, dem Bett mit einem Berg von Kissen und dem Vorhang davor!

Unter den auf der Hochfläche des Orgall verstreuten Felstrümmern galt es nun einen Block auszusuchen, der durch seine Lage am besten als Schirm gegen den eben auffrischenden Südwind dienen konnte. Dessen unterzog sich auch Nic Deck, und bald gesellte sich der Doktor zu ihm hinter einem Felsstück, das oben flach wie ein Tisch erschien.

Dieser Felsen bildete eine jener von Scabiosen und Saxifragen umwucherten Steinbänke, denen man in den walachischen Provinzen an Straßenkreuzungen so häufig begegnet. So wie der Wanderer darauf ausruhen kann, findet er hier auch Gelegenheit, seinen Durst mit dem Wasser zu löschen, das eine darauf stehende Kanne enthält und das von den menschenfreundlichen Landleuten alltäglich erneuert wird. Als Baron Rudolph von Gortz noch auf dem Schloß wohnte, trug auch diese Steinbank ein Gefäß, das seine Diener niemals leer werden lassen durften. Jetzt war es jedoch mit Sand und Pflanzenresten angefüllt, mit grünlichem Moos bewachsen und so morsch, daß es der geringste Stoß vollständig zertrümmert hätte.

Am Ende der Bank erhob sich ein Steinpfeiler, der Rest eines alten Kreuzes, von dessen Armen auf jenem nur noch die halbverwitterte Fuge, die sie gehalten hatte, sichtbar war. In seiner Eigenschaft als Freigeist konnte der Doktor

Patak natürlich nicht annehmen, daß ihn dieses, obendrein zerfallene Kreuz vor übersinnlichen Erscheinungen schützen würde. Und doch war er – eine bei Ungläubigen oft beobachtete merkwürdige Anomalie – gar nicht fern davon, an den Teufel zu glauben. Seiner Vorstellung nach mußte der Chort ja in der Nähe sein, denn er hielt das Schloß in seinem Bann, und wenn dem Gottseibeius etwa das Lüstchen anwandelte, ihnen beiden den Hals umzudrehen, würde ihn weder das geschlossene Burgtor noch die aufgezogene Brücke am Herauskommen hindern können.

Und wenn sich der Doktor überlegte, daß er eine ganze Nacht unter solchen Verhältnissen zubringen sollte, da zitterte er wie Espenlaub. Nein, das hieß von der menschlichen Natur zuviel verlangen, und seiner Meinung nach wäre dem auch der willensstärkste Charakter unterlegen.

Da dämmerte ihm langsam noch ein Gedanke auf – ein Gedanke, der sich seit dem Aufbruch aus Werst in seinem Gehirn noch nicht gemeldet hatte. Jetzt war es Dienstagabend, und an diesem Tag hüten sich die Bewohner des Komitats weislich, nach Sonnenuntergang noch auszugehen. Der althergebrachten Ansicht nach hieß es, die Begegnung mit bösen Geistern geradezu herausfordern, wenn man sich da noch über das Dorf hinaus begab. Am Dienstag verkehrt nach Sonnenuntergang dort wirklich keine Seele mehr auf den Landstraßen oder Feldwegen. Und jetzt sah sich der Doktor Patak nicht nur außerhalb seines Hauses, sondern sogar ganz in der Nähe eines verwunschenen Schlosses, fast 3 Meilen entfernt vom sicheren Dorf. Hier sollte er ausharren bis zum Morgenrot des nächsten Tages – wenn er überhaupt eines wiedersah! Wahrlich, das hieß doch den Teufel versuchen!

Noch ganz diesen Vorstellungen hingegeben, sah der Doktor seinen Gefährten ganz unbefangen ein tüchtiges Stück kaltes Fleisch aus dem Rucksack ziehen, nachdem er sich vorher mit einem herzhaften Schluck gestärkt hatte. Da meinte er, vorläufig nichts besseres tun zu können, als es jenem nachzumachen, und das tat er denn auch. Nur ein Stück Schinken und eine Schnitte Brot brauchte er, um die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. Doch wenn er damit seines Hungers Herr wurde, seine Furcht und Angst besiegte er jedenfalls nicht.

»Nun wollen wir aber schlafen«, begann da Nic Deck, der sich den Proviant sack am Fuß des Felsblocks schon als Kopfkissen zurechtgelegt hatte.

»Schlafen, Förster?«

»Natürlich, Doktor! Gute Nacht also.«

»Eine gute Nacht ist leicht gewünscht, ich fürchte nur, daß die heutige ein schlechtes Ende nimmt.«

Nic Deck, der zum Plaudern nicht in der Laune war, gab keine Antwort. Schon lange daran gewöhnt, dann und wann im Wald zu übernachten, suchte er sich, gegen die Steinbank gelehnt, die bequemste Lage und fiel bald in tiefen Schlummer. Der Doktor konnte schließlich nichts tun, als vor sich hin zu brummen, als er sah, wie regelmäßig und tief sein Begleiter atmete. Er selbst vermochte allerdings – nicht einmal für wenige Minuten – Gesichts und Gehörsinn außer Dienst zu stellen. Trotz aller Ermüdung spähte und horchte er nach allen Seiten hin und her. Sein Gehirn wurde eine Beute der ausschweifendsten Trugbilder, wie sie die Qual der Schlaflosigkeit zu gebären pflegt. Doch was wollte er denn bei der jetzt völligen Finsternis wahrnehmen?

Alles und nichts; die unbestimmten Formen der ihn umgebenden Gegenstände, die über das Himmelsgewölbe hinziehenden Wolken, die kaum erkennbare Steinmasse des Schlosses. Dann waren es wieder die Felsblöcke des Orgallplateaus, die Leben zu bekommen und eine Höllensarabande aufzuführen schienen. Wenn diese sich nun von ihrem Untergrund ablösten, den Abhang herunterstürzten, wenn sie über die beiden Vorwitzigen hinwegrollten, sie vor dem Tor der Burg, die zu betreten ihnen gestern ausdrücklich verboten worden war, zermalmten – was dann? Hatten sie ihr Schicksal nicht verdient?

Er hatte sich erhoben, der unglückliche Doktor, und lauschte auf die Geräusche, die sich über diesen hohen Plateaus bemerklich zu machen pflegen, auf jenes beunruhigende Gemurmel, das zugleich wie ein Surren, ein Ächzen und Stöhnen klingt. Er hörte auch, wie die Nyctalopen (Nachtvögel) mit schwerem Flügelschlag über die nahen Felsblöcke strichen, die Strigen, die zur nächtlichen Runde ausgeschwärmt waren, und zwei oder drei Paare jener Schleiereulen, deren Geschrei einer unheimlichen Totenklaage ähnelt. Da krampften sich die Muskeln des beklagenswerten Mannes schmerzhaft zusammen, daß er sich kaum noch zu rühren vermochte, und in eiskaltem Schweiß gebadet, zitterte er am ganzen Körper, als wäre sein seliges, nein, sein unseliges Ende nahe.

So schlichen die langen Stunden bis Mitternacht dahin. Hätte Doktor Patak ein wenig plaudern können, wäre ihm nur dann und wann Gelegenheit gegeben gewesen, ein paar Worte zu wechseln und wenigstens dem Strom seiner Klagen freien Lauf zu lassen, bestimmt hätte er sich weniger abgeängstigt.

Doch Nic Dick schlief – schlief wie ein Murmeltier.

Jetzt war es Mitternacht, die schlimmste Stunde von allen, die Stunde der Hexen und Geistererscheinungen.

Was ging denn jetzt da vor?

Der Doktor hatte sich völlig aufgerichtet und fragte sich, ob er wirklich wach war oder noch unter dem Einfluß eines Alpdrückens stand.

Wahrhaftig, da oben glaubte er nicht nur zu sehen, sondern sah er wirklich seltsame Gestalten, beleuchtet von blendendem Lichtschimmer, die von einer Himmelsgegend nach der anderen schwebten, aufstiegen und herabwallten und sich mit den Wolken senkten. Es sah aus wie Ungeheuer, Drachen mit Schlangenschwanz, wie Hippogryphe mit langen Flügeln, gigantische Kraken, furchtbare Vampire, die ihn mit ihren Krallen ergreifen oder mit den riesigen Kinnbacken mit Haut und Haar verschlingen wollten.

Jetzt schien ihm auf dem Plateau des Orgall alles in Bewegung, die Felsen, wie die Bäume, die am Waldsaum tanzten. Gleichzeitig schlugen noch schrille, in kurzen Zwischenräumen sich wiederholende Töne an sein entsetztes Ohr.

»Die Glocke«, raunte er vor sich hin, »die Burgglocke!«

Es war in der Tat die Glocke der Kapelle, nicht die des Kirchturms in Vulcan, deren Läuten vom Wind in die entgegengesetzter Richtung verweht worden wäre.

Jetzt folgten die Schläge einander noch schneller. Die Hand, die den Klöppel bewegt, läutet damit nicht wie mit einer Totenglocke. Nein, das ist eine Sturmglocke, deren keuchende Schläge die Echos der transsilvanischen Grenze wachrufen.

Das unheimliche Schwirren und Klingen erfüllt den Doktor Patak mit wahrhaft konvulsivischer Furcht, mit unerträglicher Angst, mit so schrecklichem Entsetzen, daß ein eisiger Schauer den ganzen dicken Körper durchfröstelt.

Auch der Förster ist durch die, wie drohend klingenden Schläge der Glocke geweckt worden. Er hat sich aufgerichtet, während der Doktor wie in sich selbst zusammengebrochen aussieht.

Nic Deck horcht gespannt, und seine Augen suchen die tiefe Dunkelheit zu durchdringen, die die Burg umlagert.

»Die Glocke! Die schreckliche Glocke!« platzte der Doktor Patak heraus, »das ist der Chort, der sie läutet!«

Entschieden glaubt der ganz des Verstands beraubte arme Mann jetzt mehr denn je an den leibhaftigen Teufel.

Der ruhig verharrende Förster gibt ihm gar keine Antwort.

Plötzlich bricht ein Geheul, ähnlich dem, das die Nebelhörner am Eingang von Häfen hören lassen, in lärmenden Tonwellen hervor. Auf weiten Umkreis hin wird die Luft von dem durchdringenden Geräusch erschüttert.

Dann schießt ein Lichtstrahl aus dem Mittelurm, eine intensive Helligkeit, zuweilen unterbrochen durch noch strahlendere Blitze, durch wahrhaft blendende Lichtpfeile. Aus welcher Quelle stammt dieses mächtige Lichtbündel, das in breitem Strahl über die Oberfläche des Orgallplateaus hinwandert? Aus welchem Glühofen bricht diese strahlende Masse, die gleichzeitig die Felsen zu entzünden droht und sie doch mit seltsamem fahlen Schein übergießt?

»Nic, Nic!« ruft der Doktor, »seht mich an! Bin ich nicht wie Ihr nur noch ein Leichnam?«

In der Tat haben die beiden Männer ein täuschend leichenähnliches Aussehen bekommen, ein blasses Gesicht, erloschene Augen, tiefe Augenhöhlen, grünliche Wangen mit gesprenkeltem Teint und Haare, die dem Moos gleichen, das der Sage nach auf den Schädeln von Gehenkten wuchert.

Nic Deck ist verblüfft über das, was er sieht, wie über das, was er hört. Der Doktor Patak, der sich schon im höchsten Stadium des Entsetzens befindet, hat starrgespannte Muskeln, sich aufsträubendes Haar und erweiterte Pupillen – sein ganzer Körper ist steif wie in tetanischem Krampf. Er »atmet Schrecken«, wie der Dichter der ›Contemplations‹ sagt.

Eine Minute – höchstens eine Minute – währte die erschreckende Erscheinung, dann schwächte sich das Licht allmählich ab, das Geheul verstummte, und das Plateau des Orgall lag wieder in Schweigen und Dunkelheit eingehüllt.

Weder der eine noch der andere machte einen weiteren Versuch zu schlafen. Sie erwarteten, der Doktor durch das Entsetzen völlig vernichtet, der Förster vor der Steinbank stehend und aufmerksam lauschend, das Grauen des nächsten Tages.

Woran mochte wohl Nic Deck gegenüber diesen in seinen Augen offenbar übernatürlichen Dingen denken? War auch die letzte Erfahrung nicht imstande, seinen Entschluß zu erschüttern? Würde er sich darauf versteifen, dem gefährlichen Abenteuer noch weiter nachzugehen? Er hatte allerdings versichert, daß er in die Burg eindringen und den Wartturm durchsuchen werde. War es denn aber nicht genug, bis an deren unübersteigbare Mauer gelangt zu sein, sich dem Zorn der Geister und dem Sturm der Elemente

ausgesetzt zu haben? Würde man ihm einen Vorwurf darüber machen, daß er sein Versprechen nicht eingelöst habe, wenn er ins Dorf zurückkehrte, ohne die Torheit so weit getrieben zu haben, daß er sich in das Teufelsschloß wagte?

Urpötzlich stürzte sich der Doktor auf ihn, packt ihn mit der Hand, sucht ihn fortzuzerren und ruft mit dumpfer Stimme: »Kommt! Kommt, weg von hier!«

»Nein!« antwortete Nic Deck.

Jetzt hält er vielmehr den Doktor zurück, der nach einer letzten Anstrengung zusammensinkt.

Die Nacht ging schließlich zu Ende, der Gemütszustand der beiden Männer hatte diese aber allen Urteils darüber beraubt, wieviel Zeit bis zum Tagesanbruch noch verstrich. Die dem Doktor übersinnlich, dem Förster nur unerklärlich erscheinenden Erfahrungen der Nacht ließen beiden deren weitere Stunden ohne zurückbleibenden Eindruck auf sie verrinnen.

Jetzt färbte sich der Kamm des Paring mit einem schwach rosenroten Saum; ein Lichtschimmer flog über den östlichen Horizont an der anderen Seite des Tals der beiden Sil.

Bald zuckten auch die ersten Strahlen nach dem von Wolkenstreifen übersäten Zenith empor.

Nic Deck wandte sich dem Schloß zu. Er sah dessen Formen sich nach und nach abzeichnen, den Wartturm aus den Nebelwolken der Höhe, die jetzt schon am Vulcan selbst niederstiegen, deutlicher hervortreten; er sah die Kapelle, die Galerien, die Mauer zwischen den Bastionen aus dem nächtlichen Dunst auftauchen, dann die Eckbastion selbst und die Buche, deren Blätter im Morgenwind rauschten, sich vom Hintergrund abheben.

Die Burg bot genau dasselbe Aussehen wie am Vorabend.

Die Glocke erschien ebenso unbewegt wie der alte verrostete Wetterhahn. Den Schornsteinen des Wartturms entstieg nicht die feinste Rauchsäule, und seine Fenster waren hinter ihren Gittern fest verschlossen.

Über der Plattform zogen mit hellem Geschrei einige Vögel ihre luftigen Kreise.

Nic Deck richtete den Blick zum Haupteingang des Schlosses. Die gegen die Maueröffnung aufgezugene Wallgrabenbrücke versperrte das Ausgangstor, dessen Steinpfeiler das Wappen der Barone von Gortz trugen.

War nun der Förster nach wie zuvor entschlossen, dieses abenteuerliche Wagnis bis zu Ende zu führen? Ja; auch die nächtlichen Erscheinungen hatten ihn darin nicht wankend machen können. – Gesagt – getan! so lautete, wie wir wissen, der Wahlspruch des jungen Mannes. Weder die geheimnisvolle Stimme, die ihn persönlich in der Gaststube des ›Königs Mathias‹ jene Warnung zugerufen hatte, noch die allerdings unerklärlichen Erscheinungen des blendenden Strahlenlichts und der unheimlichen Töne, deren Zeuge er gewesen war, sollten ihn abhalten, die Mauer der Burg zu übersteigen. Eine Stunde mußte ihm schon genügen, durch die Galerien zu eilen, vor allem, den Wartturm genau zu durchsuchen, und dann, wenn er sein Versprechen ganz erfüllt hatte, wollte er den Weg nach Werst wieder einschlagen, wo die beiden Männer noch vor der Mittagsstunde eintreffen konnten.

Was den Doktor angeht, so glich dieser zunächst jedoch nur einer leblosen Maschine ohne die Kraft, ja ohne den Willen zu irgendwelchem Widerstand. Er ging, wohin man

ihn gerade stieß; fiel er zur Erde, so hätte er sich nicht wieder zu erheben vermocht. Die Erscheinungen der vergangenen Nacht hatten seine Hirntätigkeit offenbar völlig lahmgelegt; so erhob er auch nicht den leisesten Widerspruch, als der Förster nach dem Schloß zeigte und sagte: »Nun vorwärts!«

Und doch war's jetzt schon heller Tag und der Doktor hätte Werst sicher wieder erreichen ohne die Befürchtung können, sich in den Waldmassen des Plesa zu verirren. Daß er trotzdem bei Nic Deck ausharrte, war ihm aber nicht etwa als Verdienst anzurechnen. Wenn er seinen Gefährten nicht verließ, um in das Heimatdorf zu flüchten, dann lag das daran, daß ihm das Bewußtsein der Sachlage fehlte, daß er nur noch ein Leib ohne Seele war. Auch als ihn der Forstmann nach der äußeren Böschung des Wallgrabens zerrte, ließ er ihn ruhig gewähren.

Nic Deck wollte jetzt zunächst ausspähen, ob es möglich war, in die Burg anders als durch das Ausfallstor zu gelangen, und von wo aus das am leichtesten ausführbar erschien.

Die Zwischenmauer der Bastionen zeigte keine Bresche, keine eingestürzte Stelle, nicht einmal eine Spalte, die Zugang zu dem Raum hinter der Umfassung gewährt hätte. Es war wirklich überraschend, die alten Mauern so ausgezeichnet erhalten zu finden, was sie wohl nur ihrer außerordentlichen Dicke zu verdanken hatten. Bis zu dem sie krönenden Zinnenrand hinaufzuklettern, erschien ganz unausführbar, da sie mindestens 40 Fuß über die Grabensohle emporragten. Es gewann also den Anschein, als ob Nic Deck jetzt, wo er bis zum Karpathenschloß vorgedrungen war, auf ganz unüberwindbare Hindernisse stoßen sollte.

Zum Glück – oder eigentlich recht zum Unglück für ihn – befand sich über dem Ausfallstor eine Art Schießluke, oder vielmehr ein Mauereinschnitt, durch den früher die Mündung einer Feldschlange herausgeblickt haben mochte. Benützte er nun eine der Zugbrückenketten, die bis zum Erdboden herabhingen, dann konnte es für einen kräftigen, geschmeidigen Mann nicht besonders schwierig sein, bis zu jenem Ausschnitt emporzuklimmen. Dessen Breite genügte offenbar, sich hindurch zu zwängen, und wenn er nicht an der Innenseite durch ein Eisengitter verschlossen war, mußte Nic Deck auf diesem Weg in den Burghof gelangen können.

Der Förster durchschaute auf den ersten Blick, daß er gar nicht anders zu seinem Ziel gelangen konnte, und so stieg er denn, mit dem ganz bewußtlosen Doktor hinter sich, auf dem schiefem Fußpfad die äußere Böschung des Wallgrabens hinunter.

Bald hatten beide den mit Steinen, die unter wucherndem Unkraut lagen, bedeckte Sohle des Grabens erreicht. Allerdings wußten sie kaum, worauf ihre Füße standen und ob nicht unzähliges giftiges Getier aus dem Pflanzengewirr der feuchten Aushöhlung hervorbrechen würde.

In der Mitte des Grabens und parallel mit der Verbindungsmauer verlief der alte Abzugskanal, der jedoch jetzt fast ausgetrocknet und somit ohne große Anstrengung zu überspringen war.

Nic Deck, der nichts an geistiger und körperlicher Energie eingebüßt hatte, ging gewohnt kaltblütig vor, während der Doktor ihm maschinenartig folgte, wie ein Tier, das man am Strick hinter sich nachzieht.

Nachdem sie über den Abzugskanal gelangt waren, ging der Förster etwa 20 Schritte weit am Fuß der Verbindungsmauer entlang bis dicht unter das Ausfallstor, zu der Stelle, wo das Ende der gesehenen Kette herabhing. Unter Benutzung der Hände und der Füße mußte er hier leicht den Steinsims erreichen können, der unter dem Mauereinschnitt ein Stück hervorsprang.

Nic Deck hatte offenbar nicht die Absicht, auch Doktor Patak zu dieser Kletterübung aufzufordern; einem so schweren Männchen wäre das unmöglich gewesen. Er begnügte sich also damit, ihn kräftig zu schütteln, um sich ihm deutlich verständlich zu machen, und empfahl ihm, sich hier unten im Graben mäuschenstill zu verhalten.

Dann begann Nic Deck – für seine Gebirgsbewohnermuskeln nur ein Spiel – mithilfe der Kette hinaufzuklimmen.

Als sich der Doktor aber allein sah, schien er sich der augenblicklichen Sachlage doch wieder einigermaßen bewußt werden. Er fing an zu begreifen, blickte nach allen Seiten herum, sah seinen Gefährten schon 10 bis 12 Fuß über dem Erdboden schweben und schrie mit einer von der ausgestandenen Angst heiser gewordenen Stimme: »Halt, Nic! Haltet ein!«

Der Förster hörte gar nicht darauf.

»Kommt herunter, aber sofort, oder ich gehe!« jammerte der Doktor, der mit Mühe wieder auf die Füße gekommen war.

»Geht doch, wenn's Euch Spaß macht!« rief Nic Deck herunter. Immer weiter kletterte der junge Mann an der Zugbrückenkette hinauf.

Doktor Patak, jetzt von beispiellosem Schrecken gepackt, wollte den schmalen Pfad der Außenböschung wieder aufsuchen, um darauf an den Rand des Plateaus des Orgall zu gelangen und, was er laufen konnte, den Weg nach Werst wieder einzuschlagen.

Oh Wunder, vor dem alle, die die vergangene Nacht gestört hatten, völlig verblaßten – er konnte sich nicht mehr von der Stelle rühren! Seine Füße schienen wie festgehalten von den Backen einer mächtigen Zange. Vielleicht konnte er einen Fuß nach dem andern frei bekommen. Nein, auch das nicht – beide hingen mit den Absätzen und den Sohlen der Stiefel unverrückbar fest. Hatte sich der Doktor vielleicht in die Fangeisen einer Falle verirrt? Er war jetzt viel zu verdutzt, um das erkennen zu können. Es schien aber weit eher, als ob er durch die eisernen Nägel seines Schuhwerks festgehalten würde.

Mochte dem sein, wie ihm wolle, der arme Mann fühlte sich an der Stelle, wo er stand, unbeweglich festgebannt – er war an den Erdboden genietet. Da es ihm an Kraft fehlte zu rufen, streckte er voller Verzweiflung die Arme aus. Es hatte den Anschein, als wolle er einem Ungeheuer, dessen Rachen über der Erde gähnte, die innersten Eingeweide herausreißen.

Inzwischen war Nic Deck bis zur Höhe des Ausfalltors gelangt und wollte eben die Hand auf eines der Eisenbänder legen, das den einen Haspen der Zugbrücke hielt.

Da entrang sich ihm ein schmerzlicher Aufschrei, dann streckte er sich wie vom Blitz getroffen rückwärts, glitt an der Kette, die er mehr instinktmäßig im letzten Augenblick wieder ergriffen hatte, herunter und stürzte auf der Erde zusammen.

»Die Stimme hat es ja vorausgesagt, daß mir ein Unglück zustoßen würde«, murmelte er. Dann schwand dem Förster das Bewußtsein.

7. KAPITEL

Wie sollen wir die Beängstigung schildern, die seit dem Weggang des jungen Försters und von Doktor Patak herrschte! Sie schien mit jeder weiteren Stunde nur noch zu wachsen, da die Zeit der Abwesenheit der beiden allen schier endlos vorkam.

Meister Koltz, der Gastwirt Jonas, Magister Hermod und einige andere waren überhaupt gleich auf der Terrasse im Dorf geblieben. Keiner ließ davon ab, die ferne Masse der Burg zu betrachten und besonders aufzupassen, ob über dem Wartturm wieder eine Rauchsäule sichtbar würde. Doch kein Rauch wollte sich zeigen, was mithilfe des unabänderlich nach dem Karpathenschloß gerichteten Fernrohrs deutlich erkannt wurde. Die beiden für dieses Instrument ausgegebenen Gulden waren wirklich gut angelegtes Geld gewesen. Niemals hatte der übrigens etwas habsüchtig angelegte Birö, der die eigene Börse gern zuhielt, eine auf seine Rechnung gemachte Ausgabe so wenig bereut wie im vorliegenden Fall.

Mittags um halb 1, als der Schäfer Frik von der Weide zurückkam, bestürmten ihn alle mit neugierigen Fragen, ob etwas Neues, etwas Außerordentliches, etwas Übernatürliches vorgekommen sei.

Frik antwortete, daß er weit durch das Tal der Walachischen Sil gezogen sei, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben.

Nach dem Mittagessen, so um 2 Uhr, eilte jeder wieder auf seinen Beobachtungsposten. Keiner hätte daran gedacht, heute daheim zu bleiben, und keiner dachte auch daran, den ›König Mathias‹ nur mit einem Fuß zu betreten, wo sich so verderbendrohende Stimmen vernehmen ließen. Daß die Wände Ohren hatten, mochte ja noch hingehen, denn an diese Vorstellung ist man am Ende durch den allgemeinen Sprachgebrauch gewöhnt, aber auch noch einen Mund! Das war doch wirklich zu verrückt!

Der würdige Gastwirt konnte wirklich fürchten, daß über sein Haus eine Art Quarantäne verhängt werden würde, und das nahm er sich doch gewaltig zu Herzen. Vielleicht sah er sich gar gezwungen, sein Geschäft zu schließen und wegen Mangel an Gästen seine Vorräte selbst aufzuzehren. Um die Bevölkerung von Werst nach Kräften zu beruhigen, hatte er übrigens eine gründliche Durchsuchung des ›König Mathias‹ vorgenommen, hatte in allen Stuben – selbst bis unter die Betten – persönlich nachgesehen, Schränke und Schanktische durchwühlt, alle Ecken und Winkel der großen Gaststube durchstöbert, und Keller und Boden obendrein, wo sich ein rücksichtsloser Späßvogel nur immer hätte verbergen können, um eine solche Nasführung zu bewerkstelligen. Nichts! Nichts fand sich auch an der nach dem Nyad zu liegenden Hauswand. Die Fenster waren hier viel zu hoch, als daß es möglich gewesen wäre, sich an der Rückseite einer senkrechten Mauer, deren Untergrund obendrein in den wilden Lauf des Nyad tauchte, bis an deren Öffnung hinaufzuschwingen. Gleichviel! Die Furcht kennt keine Vernunft, und gewiß würde

recht lange Zeit verfließen, bis die Stammgäste des wackeren Jonas wieder zu seiner Wirtschaft, seinem Schnaps und seinem Rakiou Vertrauen gewonnen hatten.

Lange Zeit? Er täuschte sich, wie der Leser sehen wird; diese betäubende Aussicht sollte sich nicht verwirklichen.

Schon wenige Tage später nahmen nämlich infolge eines unvorhergesehenen Umstands die Notablen des Dorfs ihre täglichen Zusammenkünfte bei einem herzstärkenden Trunk an den Tischen des ›König Mathias‹ wieder auf.

Vorläufig müssen wir jedoch zu dem jungen Förster und seinem Begleiter, dem Doktor Patak, zurückkehren.

Der freundliche Leser erinnert sich, daß Nic Deck beim Fortgehen von Werst der untröstlichen Miriota versprochen hatte, seinen Besuch des Karpathenschlosses nicht unnötig zu verlängern. Stieß ihm kein Unglück zu, ging die unheimliche Drohung nicht in Erfüllung, so rechnete er, noch in den ersten Abendstunden zurück zu sein. Jetzt erwartete man ihn also, und mit welcher Ungeduld! Natürlich konnte das junge Mädchen ebensowenig wie ihr Vater oder der Schulmeister voraussehen, daß die Schwierigkeiten des Wegs dem Förster nicht gestatten würden, das Plateau des Orgall vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Selbstverständlich mußte die schon tagsüber lebhaft Unruhe alles Maß übersteigen, als es am Kirchturm von Vulcan bereits 8 Uhr schlug, was im Dorf Werst ganz deutlich zu hören war. Was konnte geschehen sein, daß Nic Deck und der Doktor nach eintägiger Abwesenheit nicht wieder erschienen? Unter diesen Umständen wäre es keinem in den Sinn gekommen, seine Wohnung aufzusuchen,

bevor jene sich nicht wieder gezeigt hatten. Jeden Augenblick glaubte man sie schon an der Biegung der bergauf führenden Straße erscheinen zu sehen.

Meister Koltz und seine Tochter waren bis an die Stelle der Straße hinausgegangen, wo der Schäfer auf Wache ausgestellt worden war. Wiederholt meinten sie, sich Schatten in der Ferne unter den vereinzelt stehenden Bäumen am Waldrand abheben zu sehen – leider eine Täuschung! Der Bergrücken blieb verlassen wie gewöhnlich, denn es kam nur selten vor, daß Leute von der Grenze sich während der Nacht dorthin begaben. Außerdem war es Dienstagabend – der Dienstag der bösen Geister – und an diesem Tag zogen die Transsilvanier von Sonnenuntergang an schon allein nicht gern über Land. Nun mußte gerade Nic einen solchen Tag zu seinem Besuch der Burg wählen! In Wahrheit hatte jedoch der junge Förster mit keiner Silbe daran gedacht, und im Dorf obendrein auch kein Mensch.

Miriota dachte aber jetzt sehr ernst daran. Welch entsetzliche Bilder zogen da an ihrem Geist vorüber! Sie hatte ja ihren Verlobten in Gedanken Stunde für Stunde begleitet, durch die dichten Wälder des Plesa, bis hinauf zur Hochfläche des Orgall. Jetzt, wo die Nacht hereinbrach, erschien es ihr, als sähe sie ihn innerhalb der Burgmauer, wie er sich bemühte, den Geistern zu entkommen, die das Karpathenschloß in Bann hielten. Er war ihrer Meinung nach zum Spielball der Zaubereien der Gespenster geworden, zum Opfer, das sie ihrer Rache darbrachten. Vielleicht war er jetzt in einer schaurigen unterirdischen Höhle eingesperrt, vielleicht gar schon tot.

Was hätte das arme Mädchen darum gegeben, den Spuren Nic Decks naheilen zu können! Doch da sie das nicht

konnte, wollte sie wenigstens an dieser Stelle die ganze Nacht hindurch auf ihn warten. Ihr Vater nötigte sie jedoch, endlich mit nach Hause zu gehen, und während er den Schäfer zur Beobachtung zurückließ, erreichten beide wieder schweigend einherziehend ihre Wohnung.

Sobald sie in ihrer Kammer allein war, ließ Miriota ihren Tränen freien Lauf. Sie liebte ihn ja von ganzer Seele, den wackeren Nic, und war ihm nur um so zärtlicher zugegan, weil sich der Förster ihre Liebe nicht unter den gewöhnlichen Verhältnissen erworben hatte, unter denen die meisten Ehen hier in den transsilvanischen Provinzen in so wunderlicher Art und Weise zustande kommen.

Jedes Jahr am Johannistag wird hier nämlich eine sogenannte »Brautmesse« abgehalten. An dem genannten Tag strömen aus dem Komitat alle jungen Mädchen zusammen. Sie kommen dann auf den besten, mit den schönsten Pferden geschmückten Wagen, auf den sie ihre Aussteuer unterbringen, nämlich eigenhändig gesponnene, genähte und gestickte Kleider in großen Truhen von leuchtender Farbe. Die Familien, Freundinnen und Nachbarinnen geben ihnen dabei das Geleit. Ebenso finden sich die heiratsfähigen jungen Burschen ein, die seidene Schärpen um die Taille zu tragen pflegen. Auf dem Markt umherstolzierend, wählen sie sich das Mädchen, das ihnen gefällt; dann übergeben sie diesem einen Ring und ein Taschentuch als Verlobungsgeschenk – und bald nach diesem Fest wird dann die Hochzeit ausgerichtet.

Auf einem solchen Markt war es also nicht gewesen, wo Nicolas Deck seine Miriota zuerst getroffen hatte; ihre Verbindung beruhte nicht auf einem Zufall. Beide kannten sich schon von Kindheit an und liebten sich schon seit der Zeit,

wo man eben zu lieben anfängt. Der junge Förster war niemals zu einer solchen Brautmesse gegangen, um sich die zu küren, die einmal seine Braut werden sollte, und Miriota war ihm dafür herzlich dankbar. Ach, warum war Nic Deck aber ein so entschlossener, so zäher, um nicht zu sagen, starrsinniger Charakter, ein so unbedachtes Versprechen zu halten? Er liebte sie, liebte sie trotz alledem, und dennoch hatte sie nicht Macht genug gehabt, ihn von dem Weg zu dem verzauberten Schloß abzuhalten!

Welch schreckliche Nacht durchweinte Miriota in ihrer Seelenangst! Sie hatte sich gar nicht hinlegen wollen. Gegen das Fenster gelehnt und den Blick zu der aufsteigenden Landstraße gerichtet, glaubte sie da eine Stimme zu vernehmen, die ihr zumurmelte: »Nicolas Deck hat Deine Warnung nicht beachtet! Miriota hat keinen Verlobten mehr!«

Doch das war nur eine Sinnestäuschung; keine Stimme unterbrach die nächtliche Stille. Das unerklärliche Vorkommnis in der Gaststube des ›König Mathias‹ wiederholte sich nicht im Haus von Meister Koltz.

Am folgenden Tag war die Bewohnerschaft von Werst schon mit dem Morgenrot draußen. Von der Terrasse bis zur Straßenbiegung am Berg sah man die einen auf der Straße hinauf, die anderen hinabwandeln – jene, um Neuigkeiten zu erfahren, diese, um sie zu verbreiten. Man sagte, der Schäfer Frik sei bis auf eine gute Meile vom Dorf weit hinausgegangen, zwar nicht durch den Wald des Plesa, sondern an dessen Saum entlang, und daß er dazu seinen besonderen Grund haben müsse.

Ihn mußte man jedenfalls abwarten, und um schneller etwas zu erfahren, hatten sich Meister Koltz, Miriota und Jonas bis zum letzten Ende des Dorfs hinausbegeben.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Frik einige hundert Schritte die Straße aufwärts zuerst bemerkt.

Da er sich keineswegs beeilte, hielt man das für eine schlechte Vorbedeutung.

»Nun, Frik, was weißt du? Was hast du wahrgenommen?« fragte ihn Meister Koltz, als er zu diesem herangekommen war.

»Ich habe nichts gesehen und nichts erfahren«, antwortete Frik.

»Nichts!« murmelte das junge Mädchen, deren Augen sich mit Tränen füllten.

»Bei Tagesanbruch«, fuhr der Schäfer fort, »bemerkte ich eine Meile von hier zwei Männer. Erst hielt ich sie für Nic Deck und den Doktor, doch – sie waren es nicht.«

»Weißt du denn, wer sie waren?«

»Zwei fremde Reisende, die direkt von der walachischen Grenze herkamen.«

»Du hast also mit ihnen gesprochen?«

»Ja.«

»Und sie kommen zum Dorf herunter?«

»Nein, sie zogen zunächst in Richtung Retyezat weiter, da sie dessen Gipfel ersteigen wollten.«

»Es sind also zwei Touristen?«

»So sahen sie aus, Meister Koltz.«

»Und obwohl sie diese Nacht über den Rücken des Vulcan gekommen sind, haben sie doch von der Burg nichts gesehen?«

»Nein, denn zu der Zeit befanden sie sich noch jenseits der Grenze«, erwiderte Frik.

»Du bringst also keine Nachricht über Nic Deck?«

»Nicht die geringste.«

»O mein Gott!« schluchzte die arme Miriota.

»Übrigens werdet Ihr diese Reisenden in wenigen Tagen selbst fragen können«, fügte Frik hinzu, »denn sie wollen vor ihrer Rückkehr nach Kolosvar in Werst haltmachen.«

»Vorausgesetzt, daß man ihnen von meinem Gasthof nichts Schlechtes zuflüstert!« dachte der untröstliche Jonas. »Sie wären wohl imstande, dann auf Wohnung bei mir zu verzichten.«

Seit 36 Stunden schon war der vortreffliche Gastwirt von der Furcht besessen, daß kein Reisender jemals wieder im ›König Mathias‹ zu speisen oder zu übernachten wagen würde.

Alle zwischen dem Schäfer und seinem Herrn gewechselten Fragen und Antworten hatten die Sachlage nicht im geringsten weiter geklärt, und da weder der junge Förster noch Doktor Patak bis 8 Uhr morgens zurückgekehrt war, konnte man wohl schon der Befürchtung Raum geben, daß sie niemals wiederkommen würden. Niemand nähert sich eben ungestraft dem alten Karpathenschloß.

Gebrochen von der Aufregung dieser schlaflosen Nacht, hatte Miriota nicht mehr die Kraft sich auf den Beinen zu halten. Nur schwankend vermochte sie sich langsam hinzuschleppen. Mit herzerreißender Stimme rief sie nach ihrem Nic. Sie wollte fort, ihn zu suchen. Der Auftritt war schmerzlich mit anzusehen und legte die Befürchtung nah, daß das junge Mädchen ernstlich erkranken könnte.

Jetzt war es jedoch ebenso notwendig wie dringend, zu einem Entschluß zu kommen. Irgendwer mußte dem Förster und dem Doktor ohne Verzögerung zu Hilfe eilen. Nun konnte es kaum darauf ankommen, Gefahren zu trotzen, sich der Rache menschlicher oder anderer Wesen, die in der Burg hausen mochten, auszusetzen. Die Hauptsache war, zu erkunden, was aus Nic Deck und dem Doktor geworden war. Diese Pflicht drängte sich deren Freunden ebenso gebieterisch auf, wie den ihnen ferner stehenden Dorfbewohnern. Die Mutigsten konnten sich ja wohl nicht weigern, in die Waldmasse des Plesa einzudringen, um selbst bis zum Karpathenschloß emporzuklimmen.

Nach weiterem nutzlosen Hin und Herreden entpuppten sich drei als die Mutigsten: Meister Koltz, der Schäfer Frik und der Gastwirt Jonas – der würdige Schulmeister Magister Hermod empfand dagegen plötzlich ganz außerordentliche Gichtschmerzen am Bein und hatte dieses in der Schulstube über zwei Stühle ausstrecken müssen.

Gegen 9 Uhr machten sich Meister Koltz und seine Begleiter – vorsichtigerweise wohlbewaffnet – auf den Weg zum Vulcan – an derselben Stelle der Straße, wo Nic Deck sie verlassen hatte, wichen auch sie davon ab, um in das dichte Gehölz einzudringen.

Sie sagten sich nicht ohne Berechtigung, daß der junge Mann und der Doktor, wenn sie auf der Heimkehr zum Dorf wären, denselben Weg wählen würden, den sie auf dem Hinweg über den Plesa eingeschlagen hatten. Ihre Spuren mußten sich ja leicht genug wiederfinden lassen, und das traf auch zu, als alle drei kaum hinter dem Saum des Walds verschwunden waren.

Wir lassen sie nun dahinziehen, um zu berichten, welcher Wechsel der Ansichten in Werst Platz griff, sobald man jene aus dem Gesicht verloren hatte. Wenn es erst ganz selbstverständlich erschienen war, daß sich mehrere Leute freiwillig entschlossen, Nic Deck und Patak entgegenzugehen, so fand man darin jetzt eine Unklugheit sondergleichen, nachdem jene aufgebrochen waren. Was würde das Ende vom Lied sein? Dem ersten Unglück konnte sich nur noch ein zweites anreihen. Daß der Förster und der Doktor die Opfer ihres Unterfangens geworden wären, daran zweifelte niemand mehr, was konnte es also nützen, daß Koltz, Frik und Jonas auch noch ihrer Hilfswilligkeit für jene zum Opfer fielen?

Es würde eine geraume Zeit vergehen, während der das junge Mädchen ihren Vater ebenso beweinte, wie sie ihren Verlobten beweinen, die Freunde des Schäfers und des Gastwirts deren Verlust betrauern würden.

Die Verzweiflung in Werst wurde schon allgemein, und es sah nicht so aus, als ob sie bald verschwinden würde. Selbst angenommen, daß den ersten beiden kein Unglück zugestoßen war, konnte man auf die Rückkehr des Meister Koltz und seiner beiden Begleiter nicht eher rechnen, als bis die Nacht die benachbarten Höhen mit ihrem schwarzen Mantel bedeckte.

Wie groß war daher das Erstaunen, als jene gegen 2 Uhr nachmittags weit draußen auf der Landstraße zum Vorschein kamen. Mit welcher freudiger Hast eilte die davon sofort benachrichtigte Miriota den Männern entgegen!

Es waren aber nicht drei, sondern vier, und ein Fünfter befand sich offenbar unter der Pflege des Doktors.

»Nic, mein armer Nic!« rief das junge Mädchen klagend.
»Ist denn Nic nicht da?«

Ja, Nic war allerdings da, er lag aber auf einer Bahre aus Baumzweigen, die Jonas und der Schäfer vorsichtig trugen.

Miriota stürzte auf ihren Verlobten zu, sie neigte sich über ihn und schloß ihn innig in die Arme.

»Er ist tot«, jammerte sie, »er ist tot!«

»Nein, tot ist er nicht«, erwiderte der Doktor Patak, »doch er verdiente es zu sein, und ich mit ihm!«

In Wahrheit hatte der junge Förster nur das Bewußtsein verloren. Seine starren Glieder, das blasse Gesicht und die vom Atmen sich kaum hebende Brust ließen den Zustand vielleicht schlimmer erscheinen, als er in der Tat war. Das Gesicht des Doktors dagegen war nicht so entfärbt wie das seines Gefährten – doch das kam nur daher, daß der Weg nach Hause ihm wieder den gewöhnlichen backsteinroten Teint verliehen hatte.

Die zärtliche, herzerreißende Stimme Miriotas vermochte Nic Deck doch nicht aus der Starrsucht, in der er lag, zu wecken. Als er ins Dorf zurück und schon zum Haus von Meister Koltz gebracht worden war, hatte er noch kein Wort gesprochen, doch als er nur undeutlich bemerkte, daß das junge Mädchen sich über sein Lager beugte, da flog ein schwaches Lächeln über seine Lippen. Ein Teil seines Körpers erwies sich als gelähmt, als hätte ihn eine Hemiplegie befallen. Um Miriota wenigstens etwas zu beruhigen, flüsterte er ihr aber bald, wenn auch nur sehr schwach, die Worte zu: »Es hat nichts auf sich, bestimmt, das geht vorüber!«

»Nic, mein armer Nic!« klagte das junge Mädchen.

»Nur etwas Erschöpfung, liebste Miriota, etwas Aufregung. Das gibt sich bald wieder, und unter deiner Pflege ...«

Doch der Kranke brauchte selbst und in seiner Umgebung die größte Ruhe. So verschwand auch Meister Koltz aus dem Zimmer und ließ Miriota bei dem jungen Förster, der sich keine aufmerksamere Krankenpflegerin hätte wünschen können und bald sanft entschlummerte.

Inzwischen berichtete der Gastwirt Jonas vor einem großen Zuhörerkreis und mit starker Stimme, um von allen richtig verstanden zu werden, was sich seit ihrem Fortgang zugetragen hatte.

Nachdem Meister Koltz, der Schäfer und er im Wald den Pfad gefunden, den Nic Deck und der Doktor sich gebrochen, hatten sie direkt den Weg zum Karpathenschloß eingeschlagen. 2 Stunden arbeiteten sie sich die Abhänge des Plesa schon hinauf, als zwei Männer sichtbar wurden. Das waren der Doktor und der Förster, der eine, dem die Beine jeden Dienst versagten, und der andere am Rand seiner Kräfte und am Fuß eines Baums zusammengesunken.

Zu dem Doktor hinzulaufen, ihn zu fragen, ohne von ihm eine Antwort zu erhalten, denn er war viel zu sehr außer sich, um eine Silbe hervorbringen zu können, ferner aus Baumzweigen eine Bahre herzustellen, Nic Deck darauf zu legen und Patak wieder auf die Füße zu helfen, das war im Handumdrehen geschehen. Koltz und der Schäfer, die zuweilen von Jonas beim Tragen abgewechselt wurden, hatten darauf den Rückweg nach Werst eingeschlagen.

Warum Nic Deck sich in einem solchen Zustand befand und ob er die Ruinen der Burg durchsucht hatte, das wußte der Gastwirt ebensowenig wie Meister Koltz, nicht mehr

als der Schäfer Frik, denn der Doktor hatte sich noch nicht wieder so weit erholt, um ihre Wißbegierde befriedigen zu können.

Hatte Patak bis jetzt aber nicht gesprochen, so mußte er es nun wohl tun. Sapperment, er befand sich ja in Sicherheit im Dorf, umgeben von seinen Freunden, inmitten seiner Klienten. – Von den Wesen da draußen hatte er nichts mehr zu fürchten; selbst wenn sie ihm den Eid entrissen hätten, zu schweigen, nichts von dem zu verraten, was er im Karpathenschloß gesehen, so legte ihm doch das Interesse der Allgemeinheit den Zwang auf, jenen Eid zu brechen.

»Nun vorwärts, rafft Euch auf, Doktor«, setzte ihm Meister Koltz zu, »ruft Eure Erinnerung wieder wach!«

»Ihr wollt, daß ich rede?«

»Im Namen der Einwohner von Werst und um die Ruhe und den Frieden des Dorfs zu sichern, befehl' ich's Euch!«

Ein volles Glas Rakiou, das Jonas herbeibrachte, hatte die Wirkung, dem Doktor den Gebrauch seiner Zunge wiederzugeben, und in mehrfach unterbrochenen Sätzen erzählte er dann folgendes: »Ihr wißt, wir machten uns beide zusammen auf, Nic und ich. Toren waren wir, reine Toren! Fast den ganzen Tag brauchten wir, um durch die vermaledeiten Wälder zu dringen. Spät des Abends bei der Burg angelangt – hu, ich zittre noch bei dem Gedanken und werde mein ganzes Leben lang zittern! Nic wollte mit aller Gewalt hinein. Ja, schlafen wollte er sogar in dem Wartturm, und das heißt ebensoviel, wie sich mit dem Belzebub ins Bett zu legen!«

Der Doktor brachte das alles mit so hohler Stimme vor, daß jedem schon beim bloßen Anhören seiner Erzählung eine Gänsehaut überlief.

»Das hab' ich aber nicht zugegeben«, fuhr er fort, »nein, ich gab's nicht zu! Was wäre denn daraus geworden, wenn ich Nic's Verlangen nachgab? Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich mir das ausmale!«

Wenn die Haare des Doktors auf seinem Schädel jetzt wirklich in die Höhe standen, kam das allerdings daher, daß er sie unwillkürlich selbst durchwühlte.

»Nic mußte sich also begnügen, auf dem Plateau des Orgall zu bleiben. Das war eine Nacht, ihr Leute, eine Nacht, sag' ich Euch! Versucht nur einmal Ruhe zu finden, wenn einen die Geister keine Minute schlafen lassen – nein, nicht eine Minute! Plötzlich erscheinen feurige Gespenster, in den Wolken leibhaftige Balauris. Sie stürmen auf das Plateau herab, um uns aufzufressen.«

Alle richteten die Blicke zu dem Himmel, um zu sehen, ob nicht etwa schon wieder eine Gespenstergaloppade darüber hinwegjage.

»Und wenige Augenblicke danach«, erzählte der entsetzte Doktor weiter, »fing auch noch die Glocke der Kapelle an zu läuten!«

Alle Ohren lauschten gespannt, und mehr als einer glaubte entfernt Glockenschläge zu vernehmen, so sehr verschärfte der Bericht des Doktors die Einbildungskraft der an sich abergläubischen Zuhörer.

»Plötzlich«, rief er schaudernd, »ertönte ein furchtbares Geheul – schon mehr ein Gebrüll von allerhand Raubtieren. Nachher schoß ein blendender Schein aus den Fenstern des Wartturms. Eine höllische Flamme badete das ganze Plateau bis in den Tannenwald hin in unerträglichem Licht. Nic Deck und ich, wir starren uns an. Oh, den Anblick

wünsch' ich meinem verhaßtesten Feind nicht! Wir gleichen nur noch zwei Leichnamen, die bei dem fahlen Teufelsscheine einander angrinsen!«

Wer jetzt den Doktor Patak mit dem krampfhaft verzerrten Gesicht und den unstedt rollenden Augen sah, hätte wirklich fragen können, ob der Mann nicht eben aus jener Welt zurückgekehrt sei, nach der er schon so viele seinesgleichen befördert hatte.

Man mußte ihn erst wieder zu Atem kommen lassen, denn er wäre jetzt ganz außerstande gewesen, in der Erzählung fortzufahren. Das kostete Jonas ein zweites Glas Rakiou, das dem Ex-Krankenpfleger einen Teil des Verstands wiederzugeben schien, den die Geister ihm geraubt hatten.

»Was war denn aber schließlich mit dem armen Nic Deck geschehen?« fragte Meister Koltz.

Mit gutem Grund legte der Birö ein besonderes Gewicht auf die Beantwortung dieser Frage, da ja der junge Förster persönlich in der Gaststube des ›König Mathias‹ durch die Geisterstimme gewarnt worden war.

»Davon weiß ich selbst nicht mehr allzuviel«, erklärte der Doktor. »Es war endlich wieder Tag geworden. Ich hatte Nic Deck gebeten, auf sein Vorhaben zu verzichten, doch Ihr kennt ihn ja, von einem solchen Starrkopf ist nichts zu wollen. Er kletterte in den Wallgraben hinunter und mich schleppte er hinterher. Ich hatte übrigens gar kein Bewußtsein von dem, was um mich her vorging. Nic geht dann bis dicht an das Ausfallstor weiter. Er ergreift eine Kette der Zugbrücke und klimmt an der Verbindungsmauer zwischen den Bastionen hinauf. Jetzt wurde ich mir wieder etwas klarer. Noch ist es Zeit, den Wahnwitzigen aufzuhalten, um nicht zu sagen, den Gotteslästerer! Zum letzten Mal

befehle ich ihm, herunterzukommen, zurückzukehren, den Weg nach Werst wieder mit mir einzuschlagen. – ›Nein!‹ Das ist die ganze Antwort, die ich von ihm bekomme. Nun will ich fliehen – jawohl, ihr Leute, ich gesteh' es, ich wollte fliehen, und unter Euch ist keiner, der nicht genau denselben Gedanken gehabt hätte. Doch vergeblich such ich vom Erdboden loszukommen. Meine Füße sind angenagelt – festgenietet – eingewurzelt. Ich versuche mich mit Gewalt loszureißen: unmöglich! Ich zapple mit allen Gliedern: vergebens!«

Doktor Patak ahmte hierbei die verzweifelten Bewegungen eines an den Beinen festgehaltenen Mannes nach, die etwa denen eines Fuchses glichen, der in ein Fangeisen geraten ist.

Dann kam er auf seine Erzählung zurück: »In diesem Augenblick«, sagt er, »hör' ich einen Schrei, und was für einen! Nic Deck hatte ihn ausgestoßen. Seine die Kette umklammernden Hände haben diese losgelassen, er stürzt in den Graben hinunter, wie von unsichtbarer Hand niedergeschlagen!«

Der Doktor berichtete ja hier die Ereignisse genau so, wie sie sich abgespielt hatten, und ohne daß seine Einbildungskraft, so erregt sie auch war, etwas hinzufügte. Wie er sie schilderte, so hatten sich die Wunderdinge, deren Schauplatz das Plateau des Orgall in vergangener Nacht gewesen war, in der Tat zugetragen.

Nic Deck aber erging es nach seinem Absturz wie folgt: Der Förster ist bewußtlos, der Doktor Patak ganz unfähig, ihm zu Hilfe zu kommen, denn seine Stiefel sind an die Erde genagelt, und die geschwollenen Füße vermag er nicht herauszuziehen. Plötzlich wird die unsichtbare Macht, die

ihn fesselt, mit einem Schlag gebrochen. Seine Beine sind wieder frei, er eilt auf seinen Gefährten zu und – von seiner Seite schon eine wahre Heldentat – benetzt das Gesicht Nic Decks mit seinem Taschentuch, das er mit Wasser aus dem Abzugskanal befeuchtet hatte. Der Förster kommt wieder zu sich, sein linker Arm und ein Teil seines Körpers sind aber seit dem schrecklichen Schlag, der ihn getroffen hat, wie gelähmt. Mit Hilfe des Doktors gelingt es ihm jedoch, die Böschung hinaufzukriechen und zum Plateau zu gelangen. Dann geht es ohne Besinnen zurück, auf das Dorf zu. Nach einstündiger Wanderung schmerzen ihn der Arm und die linke Seite des Körpers dermaßen, daß er haltmachen muß. Endlich, gerade in dem Augenblick, wo der Doktor, um weitere Hilfe zu holen, allein nach Werst laufen will, stellen sich Meister Koltz, Jonas und Frik gerade noch rechtzeitig ein.

Was dem jungen Förster widerfahren und ob er schwer verletzt war, darüber vermied der Doktor Patak sich zu äußern, obwohl er sonst, wenn es sich um einen Krankheitsfall handelte, immer mit einem sehr bestimmt lautenden Urteil bei der Hand war.

»Liegt einer an einer natürlichen Krankheit danieder«, begnügte er sich in sehr lehrhaftem Ton zu sagen, »so ist das schon ernst genug. Handelt es sich aber gar um eine übernatürliche Krankheit, die der Chort Euch in die Glieder schickt, so kann diese auch nur der Chort wieder vertreiben.«

Bei jedem Mangel einer Diagnose erschien die Prognose bezüglich Nic Decks wenig beruhigend. Zum Glück waren des Doktors Worte kein Evangelium, und wieviele Ärzte

seit Hippokrates und Galen haben sich getäuscht und täuschen sich noch täglich, obwohl sie Doktor Patak im Wissen und Können weit über sind. Der junge Förster war ein von Natur gesunder Bursche, bei seiner kräftigen Konstitution konnte man wohl erwarten, daß er sich – auch ohne Teufelshilfe – wieder aus der Schlinge zog – allerdings nur unter der Voraussetzung, daß er die Vorschriften des alten Krankenpflegers von der Quarantäne nicht gar zu genau befolgte.

8. KAPITEL

Solche Vorkommnisse waren natürlich nicht geeignet, die Bewohner von Werst zu beruhigen. Jetzt stand es außer Zweifel – es waren keine leeren Drohungen gewesen, die der »Mund des Schattens«, wie der Dichter sich ausdrücken würde, den Gästen im »König Mathias« zu hören gegeben hatte. In unerklärlicher Weise verletzt, war Nic Deck für seinen Ungehorsam und seine Verwegenheit bestraft worden. War das nicht eine ernste Mahnung an alle, denen es etwa einfallen sollte, seinem Beispiel zu folgen? Das beklagenswerte Unternehmen bewies klar und deutlich, daß es streng verboten war, in das Karpathenschloß einzudringen. Wer das je wieder unternahm, setzte dabei sein Leben aufs Spiel. Wäre es dem Förster gelungen, die Verbindungsmauer zu ersteigen, wäre er wohl niemals wieder im Dorf erschienen.

Die allgemeine Bestürzung in Werst, selbst in Vulcan und sogar im Tal der beiden Sil war jetzt größer denn je. Man sprach von nichts Geringerem als einer Auswanderung der Bewohnerschaft, und einige Zigeunerfamilien zogen wirklich lieber von hier fort, als länger in der Nachbarschaft der

Burg zu weilen. Jetzt, wo sie als Zufluchtsort für übernatürliche und verderbenbringende Wesen diente, mochte kein Mensch mehr von der ganzen Gegend wissen. Es blieb nur der eine Ausweg, nach irgendeinem anderen Teil des Komitats zu verziehen, wenn sich die ungarische Regierung nicht etwa entschloß, das unzugängliche Nest von Grund aus zu zerstören – übrigens zweifelten die Leute hier daran, daß das Karpathenschloß mit menschlichen Hilfsmitteln allein zu zerstören wäre.

Während der ersten Juniwochen wagte sich niemand aus dem Dorf hinaus, nicht einmal, um die nötige Feldarbeit zu besorgen. Konnte denn nicht der geringste Spatenstich die Erscheinung eines in den Eingeweiden der Erde verborgenen Geistes hervorlocken? Würde die Pflugschar, wenn sie die Furchen schnitt, nicht ganze Schwärme von Staffii oder Strigen aufscheuchen? Und wenn man Getreide säte, würde da nicht Teufelskorn aufgehen?

»Natürlich könnte so etwas gar nicht ausbleiben!« erklärte der Schäfer Frik in überzeugendem Ton.

Er selbst hütete sich weislich, mit seinen Schafen zu den Weideplätzen der Sil zurückzukehren.

Das Dorf stand also unter der Herrschaft des Schreckens. Die Feldbestellung wurde völlig vernachlässigt. Die Leute hielten sich bei geschlossenen Türen und Fenstern im Haus auf. Meister Koltz zermarterte sich den Kopf, wie er seinen »Untertanen« ein Vertrauen wieder einflößen sollte, das ihm selbst fehlte. Das einzige Mittel blieb höchstens, nach Kolosvar zu gehen und das Einschreiten der Behörden zu verlangen.

Aus dem Schornstein des Wartturms war übrigens wiederholt eine aufsteigende Rauchsäule beobachtet worden;

mit Hilfe des Fernrohrs konnte man sie trotz der Dunstmassen, die wallend über das Plateau des Orgall hinzogen, deutlich genug erkennen.

Auch die Wolken am Himmel nahmen in der Nacht eine rötliche Färbung an, als ob darunter eine Feuersbrunst wütete, und mehrmals sah man lodernde Flammengarben über das Schloß emporschießen.

Und dröhnte das Geheul, das Doktor Patek so über die Maßen erschreckt hatte, nicht durch die Dickichte des Plesa zum Entsetzen der furchtsamen Bewohner von Werst? Ja, trotz der großen Entfernung trugen wenigstens die Südwestwinde jene furchtbaren Töne, die am Rücken der Berge ihr Echo fanden, gelegentlich bis hierher.

Nach der Meinung der schon an und für sich ziemlich beschränkten Leute sollte auch der Erdboden ein Erzittern wahrnehmen lassen, als wäre in der Karpathenkette ein alter Krater wieder aktiv geworden. Alles, was die Werstianer zu sehen, zu hören und zu fühlen glaubten, war jedoch stark übertrieben. Jedenfalls lagen aber auch greifbare, nicht zu bezweifelnde Tatsachen vor, und man wird vielleicht zugeben, daß diese ausreichten, jedem das Leben in einem so im Bann böser Geister stehenden Land zu vergällen.

Das Wirtshaus zum ›König Mathias‹ blieb natürlich auch in der Folgezeit leer. Selbst ein Lazarett zur Zeit einer Epidemie hätte nicht verlassener sein können. Niemand wagte es, dessen Schwelle zu überschreiten, und Jonas fragte sich schon, ob er nicht aus Mangel an Kunden sein Geschäft werde ganz aufgeben müssen, als die Ankunft zweier Reisender die Lage plötzlich änderte.

Am 9. Juni gegen 8 Uhr abends wurde von außen auf die Klinke der Gasthoftür gedrückt; die Tür öffnete sich jedoch nicht, da sie von innen verriegelt war.

Jonas eilte aus dem Dachstübchen, in das er sich schon zurückgezogen hatte, wieder herunter. Mit der ihn erfüllenden Hoffnung, einen Gast vorzufinden, verknüpfte sich allerdings auch die Furcht, dieser Gast könnte vielleicht ein böser Geist sein, dem er Abendessen und Nachtlager ohne zu überlegen abschlagen mußte.

Vorsichtigerweise fing also Jonas, ehe er die Tür öffnete, durch dieselbe an zu parlamentieren.

»Wer da?« fragte er.

»Zwei Reisende.«

»Lebende?«

»Allerdings; sehr lebende.«

»Sind Sie sich dessen gewiß?«

»So lebend, wie nur einer sein kann, Herr Wirt; wir werden aber bald vor Hunger umkommen, wenn Sie so grausam sind, uns noch länger hier draußen stehen zu lassen.«

Jonas entschloß sich, den Riegel zurückzuschieben, und zwei Männer traten über die Schwelle in die Gaststube.

Kaum waren sie darin, als sie schon für jeden von beiden ein Zimmer verlangten, da sie in Werst 24 Stunden Rast machen wollten.

Beim Schein seiner Lampe betrachtete Jonas die neuen Ankömmlinge mit größter Aufmerksamkeit und kam so zu der Überzeugung, daß es wirklich menschliche Wesen waren, mit denen er es zu tun hatte. Ein großes Glück für den ›König Mathias‹.

Der Jüngere der Reisenden schien gegen 33 Jahre alt zu sein. Von hohem Wuchs, vornehmem hübschen Gesicht,

schwarzen Augen, dunkelbraunem Haar, mit sorgfältig gepflegtem Bart und etwas traurigen, aber stolzen Zügen, machte er den Eindruck eines Landedelmannes, worüber ein so scharfsichtiger Gastwirt wie Jonas gar nicht im unklaren bleiben konnte.

Als letzterer noch gefragt, unter welchem Namen er die beiden Reisenden ins Fremdenbuch einzutragen habe, erklärte der Jüngere: »Der Graf Franz von Telek und sein Soldat Rotzko.«

»Woher, wenn ich bitten darf?«

»Aus Krajowa.«

Krajowa mit seinen 25.000 Einwohnern ist eine der bedeutendsten Städte Rumäniens, das im südlichen Teil der Karpathen mit Siebenbürgen zusammenstößt. Franz von Telek war also rumänischer Abstammung – was Jonas übrigens auf den ersten Blick erkannt hatte.

Der zweite, Rotzko mit Namen, ein großer, breitschultriger Mann von etwa 40 Jahren, mit buschigem Schnurrbart, dickem Haupthaar und wettergebräunter Haut, zeigte eine ausgesprochen militärische Haltung. Er trug sogar einen mittels Gurtband über die Schulter gehängten Tornister und daneben eine leichte Reisetasche in der Hand.

Das bildete das ganze Gepäck des jungen Grafen, der als Tourist meist zu Fuß reiste. Man sah das an seiner Bekleidung, dem zusammengerollten Mantel, der leichten, aber regensicheren Mütze, dem um die Lenden von einem Gürtel zusammengeschnürten Rock, an dem das walachische Messer in seiner Lederscheide hing, und an den Gamaschen, die sich dicht an die bequemen, dicksohligen Schuhe anschlossen.

Diese beiden Reisenden waren keine anderen als die, denen Frik vor etwa 10 Tagen begegnet war, als sie sich über die Bergstraße auf dem Weg nach dem Retyezat waren.

Nachdem sie die Gegend bis zum Maros hin durchstreift und auch den genannten Berg erstiegen hatten, wollten sie sich jetzt im Dorf Werst ein wenig ausruhen und dann zum Tal der beiden Sil weiterzuziehen.

»Sie können uns doch ein paar Zimmer überlassen?« fragte Franz von Telek.

»Zwei – drei – vier, so viele es dem Herrn Grafen beliebt«, erklärte Jonas.

»Zwei sind schon genug«, sagte Rotzko, »nur müssen sie unmittelbar nebeneinander liegen.«

»Würden Ihnen diese hier passen?« fragte Jonas, während er zwei Türen an der einen Längsseite der Gaststube öffnete.

»Vollkommen«, antwortete Franz von Telek.

Von seinen neuen Gästen hatte Jonas also offenbar nichts zu befürchten. Das waren keine übernatürlichen Wesen, keine Gespenster, die Menschengestalt angenommen hatten, nein, der vornehme junge Mann verriet deutlich seine hohe Geburt, und solche Gäste sieht jeder Wirt gern in seinem Haus einkehren. Das war ein unerwarteter Glücksfall, der den jetzt gemiedenen ›König Mathias‹ wieder in Aufnahme zu bringen versprach.

»Wie weit sind wir noch von Kolosvar entfernt?« fragte der junge Graf.

»So gegen 15 Meilen auf der kürzesten Straße über Petroseny und Karlsburg«, belehrte ihn Jonas.

»Ist der Weg dahin anstrengend?«

»Für Fußgänger allerdings recht anstrengend, und – wenn mir der Herr Graf einen wohlgemeinten Rat nicht übel deutet – ich glaube, Sie würden gut tun, mindestens einige Tage zu rasten.«

»Können wir etwas Abendessen erhalten«, fragte Franz von Telek, die ehrerbietigen Ratschläge des Gastwirtes kurz abschneidend.

»Nur ein halbes Stündchen Geduld, und ich werde die Ehre haben, dem Herrn Grafen ein Abendbrot vorzusetzen, das seiner würdig ist.«

»Etwas Brot, Wein, einige Eier und kaltes Fleisch werden für heute abend genügen.«

»Werd' ich mit Vergnügen herbeischaffen.«

»Doch recht schnell.«

»Augenblicklich!«

Jonas sprang in Richtung Küche, als ihn eine Frage zurückhielt.

»Ihr Gasthaus scheint sich keineswegs zahlreichen Besuchs zu erfreuen?« sagte Franz von Telek.

»Allerdings, augenblicklich ist überhaupt niemand hier, Herr Graf.«

»Ist das jetzt nicht die Zeit, wo die Leute hier gewöhnlich einen Schluck trinken und eine Pfeife rauchen?«

»Diese Zeit, Herr Graf, ist schon vorüber, denn im Dorf Werst geht man mit den Hühnern zu Bett.«

Um alles in der Welt hätte er nicht mitteilen mögen, warum sich im »König Mathias« kein einziger Gast eingefunden hatte.

»Euer Dorf zählt doch wohl zwischen 400 und 500 Bewohner?«

»Annähernd so viel Herr Graf.«

»Wir sind aber keiner einzigen Seele begegnet, als wir die Hauptstraße herunter kamen.«

»Ja, das heißt, es ist ja Samstag, und am Vorabend des Sonntags ...«

Zum Glück für Jonas, der schon keine Antwort mehr wußte, erkundigte sich Franz von Telek nicht weiter.

Der Gastwirt hätte sich ja niemals entschließen können, die eben herrschende Lage einzugestehen. Seiner Meinung nach erfuhren die Fremden davon zeitig genug, und wer weiß, ob sie sich dann nicht beeilten, ein Dorf zu verlassen, das von so seltsamen Dingen in Schrecken versetzt war.

»Wenn nur die Geisterstimme nicht wieder zu schwatzen anfängt, während sie essen!« dachte Jonas, als er einen Tisch in der Mitte des Zimmers zurechtmachte.

Nach kurzer Zeit war die von dem jungen Grafen verlangte höchst einfache Mahlzeit auf einem blendend weißen Tischtuch aufgetragen. Franz von Telek setzte sich, und Rotzko nahm, wie er es auf der Reise stets getan, ihm gegenüber Platz. Beide aßen mit trefflichem Appetit, und als sie satt waren, verschwand jeder in seinem Zimmerchen.

Da der junge Graf und Rotzko während des Abendbrots keine zehn Worte miteinander gewechselt hatten, konnte sich Jonas – sehr zu seinem Leidwesen – nicht in ihre Unterhaltung mischen. Franz von Telek schien übrigens wenig mitteilksam zu sein, und was Rotzko betraf, so glaubte der Gastwirt, als er diesen genauer beobachtet, daß er auch von ihm etwas Näheres über die Familie seines Herrn schwerlich werde erfahren können.

Jonas hatte sich also begnügen müssen, seinen Gästen gute Nacht zu wünschen. Ehe er zu seinem Mansardenstübchen hinaufging, sah er sich im ganzen Gastzimmer

sorgsam um, horchte auf das leiseste Geräusch im Innern und von draußen und murmelte wiederholt vor sich hin: »Wenn jene vermaledeite Stimme sie nur nicht aus dem Schlaf weckt!«

Die Nacht verlief in friedlicher Stille.

Am anderen Morgen hatte sich schon sehr frühzeitig die große Neuigkeit verbreitet, daß im Gasthaus zum ›König Mathias‹ zwei Reisende abgestiegen waren, und flugs liefen eine Menge Leute vor dem Haus zusammen. Von ihrer gestrigen Wanderung sehr ermüdet, lagen Franz von Telek und Rotzko noch in tiefem Schlummer. Es schien, als ob sie vor 7 oder 8 Uhr nicht aufzustehen gedachten.

Die neugierigen Leute wurden damit auf eine harte Geduldsprobe gestellt, fanden aber doch nicht den Mut, das Gastzimmer eher zu betreten, als bis die Reisenden aus ihren Schlafzimmern gekommen wären.

Schlag 8 Uhr tauchten beide gleichzeitig auf.

In der Nacht war ihnen nichts Schlimmes widerfahren, denn sie gingen sorglos in der Gaststube hin und her. Dann setzten sie sich hin, um sich durch ein Frühstück zu stärken.

Das sah doch ziemlich beruhigend aus.

Jonas, der freundlich lächelnd auf der Schwelle der nach außen führenden Tür stand, lud seine alten Stammgäste ein, ihn doch wieder mit ihrem Vertrauen zu beehren. Da der Reisende, der den ›König Mathias‹ mit seiner Anwesenheit beehrte, ein Edelmann war – ja, ja, ein rumänischer Edelmann, und aus einer der ältesten Adelsfamilien oben drein –, was konnte man dann in so vornehmer Gesellschaft zu fürchten haben?

Kurz, Meister Koltz, der sich verpflichtet fühlte, mit gutem Beispiel voranzugehen, wagte es, den auf den Leuten lastenden Bann zu brechen.

Es war gegen 9 Uhr, als der Birö etwas zögernd eintrat. Fast sofort folgten ihm der Magister Hermod, drei oder vier alte Stammgäste und der Schäfer Frik. Doktor Patak hatte sich allerdings nicht entschließen können, sie zu begleiten.

»Ich soll wieder einen Fuß in Jonas' Haus setzen«, rief er. »Niemals! Und wenn er mir den Besuch mit 10 Gulden bezahlte!«

Hier müssen wir zur Aufklärung eine nicht unwichtige Bemerkung einflechten. Wenn Meister Koltz sich herbeigelassen hatte, wieder in den ›König Mathias‹ zu gehen, geschah das nicht nur in der Absicht, ein Gefühl der Neugier zu befriedigen, auch nicht in dem Wunsch, sich mit dem Grafen Telek in Verbindung zu setzen – nein, es war zum nicht geringen Teil das Geldinteresse, das seinen Entschluß gezeitigt hatte.

Als Durchreisender hatte der junge Graf für sich und seinen Soldaten eine Wegabgabe zu zahlen, und der Leser wird sich erinnern, daß deren Ertrag unmittelbar der Tasche des ersten Beamten in Werst zufloß.

Der Birö machte also seine Ansprüche in der höflichsten Form geltend, und Franz von Telek beeilte sich, wenn auch etwas verwundert über ein solches Verlangen, die merkwürdige Steuer zu entrichten.

Er lud Meister Koltz und Magister Hermod sogar ein, an seinem Tisch ein wenig Platz zu nehmen. Beide nahmen die so freundliche Einladung – da sie nicht wohl anders konnten – stillschweigend an.

Jonas beeilte sich, verschiedene Liköre, das beste, was sein Keller barg, vorzusetzen. Da verlangten auch einige Bewohner von Werst für sich »eine Runde«. So konnte man glauben, daß die kurze Zeit verstreute alte Kundschaft des Hauses den gewohnten Weg nach dem ›König Mathias‹ bald wieder wie früher finden würde.

Nachdem Franz von Telek die örtliche Fremdensteuer entrichtet hatte, wünschte er zu wissen, ob diese denn auch einträglich sei.

»Nicht so, wie wir es wünschten, Herr Graf«, erklärte der Meister Koltz.

»Dieser Teil Transsilvaniens wird wohl nur wenig von Reisenden besucht?«

»Leider recht selten«, erwiderte der Birö, »und das Land verdiente doch besser besucht zu werden.«

»Das ist auch meine Ansicht; was ich bis jetzt davon gesehen habe, scheint mir alle Aufmerksamkeit von Reisenden zu verdienen. Vom Gipfel des Retyezat aus habe ich die schönen Täler der Sil bewundert, die Städtchen und Flecken, die im Osten zu sehen sind, und nicht minder die Bergkette, die der Karpathenstock im Hintergrund abschließt.

»Ja, das ist alles recht schön, Herr Graf, wunderschön«, versetzte Magister Hermod, »und um Ihren Ausflug noch ergiebiger zu gestalten, sollten Sie nun auch noch den Paring ersteigen.«

»Ich fürchte, ich habe dazu nicht die nötige Zeit«, antwortete Franz von Telek.

»Na, dazu würde schon ein Tag ausreichen.«

»Gewiß, mein Weg führt aber nach Karlsburg, wohin ich morgen aufzubrechen denke.«

»Wie, der Herr Graf will uns schon so bald wieder verlassen?« fragte Jonas mit der verbindlichsten Miene der Welt.

Er hätte es natürlich nicht ungern gesehen, wenn seine Gäste den Aufenthalt im ›König Mathias‹ verlängerten.

»Es muß sein«, erwiderte Franz von Telek; »wozu sollte es auch nützen, wenn ich noch länger in Werst bliebe?«

»Sie dürfen glauben, daß es sich für Touristen lohnt, einige Zeit in unserem Dorf zu verweilen«, bemerkte Meister Koltz.

»Es scheint jedoch wenig besucht zu sein«, versetzte der Graf, »und doch wahrscheinlich, weil seine nächsten Umgebungen keine Sehenswürdigkeiten bieten.«

»Ja sicher, keine besonderen Sehenswürdigkeiten!« gab der Birö zu, dem schon das fatale Schloß durch den Kopf fuhr.

»Nein, nein, etwas Sehenswertes nicht!« versicherte auch der Schulmeister.

»Oho! Oho!« fiel da der Schäfer Frik ein, dem dieser Ausruf eher unwillkürlich entschlüpfte.

Da guckten ihn aber Meister Koltz und die anderen schön an, besonders der besorgte Gastwirt. War es denn unbedingt notwendig, einen Fremden in die Geheimnisse des Landes einzuweißen? Ihn über das aufzuklären, was auf dem Plateau des Orgall vorging? Seine Aufmerksamkeit auf das Karpathenschloß zu lenken, wenn man ihn nicht bloß erschrecken und ihm nahelegen wollte, recht bald aus dem Dorf zu scheiden? Welcher Reisende würde dann später noch den Weg über den Vulcanrücken einschlagen, um nach Transsilvanien zu gelangen?

Wahrlich, dieser Schäfer zeigte nicht mehr Verstand, als das geringste seiner Schafe.

»So schweig doch Dummkopf, schweig doch still!« raunte ihm Meister Koltz zu.

Trotzdem war die Neugier des jungen Grafen schon wachgerufen; er wandte sich deshalb unmittelbar an Frik und fragte ihn, was seine Ohos denn zu bedeuten hätten.

Der Schäfer war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen, und vielleicht dachte er hier, Franz von Telek könnte vielleicht einen guten Rat geben, der dem Dorf von Nutzen wäre.

»Nun ja, ich habe ›Oho! Oho!‹ gesagt, Herr Graf, und dabei bleib' ich auch.«

»Gibt es denn hier in der Nähe von Werst irgendein Wunderding, das man besichtigen könnte?« fuhr der junge Graf fort.

»Ein Wunderding«, ließ Meister Koltz sich vernehmen.

»Nein! Nein!« riefen die andern wie aus einem Mund.

Die Leute entsetzten sich schon bei dem Gedanken, daß es zu einem zweiten Versuch kommen könnte, in die Burg einzudringen, wodurch nur neues Unheil entstehen konnte.

Nicht ohne einige Verwunderung betrachtete Franz von Telek die wackeren Dörfler, deren Gesichter in verschiedener, doch sehr bezeichnender Weise den Schrecken ausdrückten, der sie durchbebte.

»Nun, was gibt es denn!« fragte er.

»Was es gibt, Herr Graf?« meldete sich Rotzko. »Nun denn, wie es scheint, das Karpathenschloß.«

»Das Karpathenschloß?«

»Ja, wenigstens raunte mir der Schäfer dieses Wort ins Ohr.«

Hierbei zeigte er auf Frik, der den Kopf schüttelte, ohne dabei jedoch den Birö anzusehen.

Jetzt war eine Bresche geschlagen in die Privatangelegenheiten des abergläubischen Dorfs, und bald schlüpfte auch seine ganze Geschichte durch diese Bresche.

Meister Koltz, der nun wohl oder übel zu einem Entschluß kommen mußte, wollte dem jungen Grafen die Sache selbst erläutern und erzählte nun alles, was das Karpathenschloß betraf.

Verständlicherweise konnte Franz von Telek das Erstaunen, das diese Erzählung in ihm weckte, und die Gefühle, die sie ihm erregte, nicht verbergen. Wenn auch nur dürftig unterrichtet in wissenschaftlichen Dingen, wie die allermeisten jungen Leute in seiner Stellung, die auf ihren tief in der Walachei liegenden Schlössern weilten, war er doch ein Mann von gesundem Menschenverstand. Auch glaubte er wenig an Geistererscheinungen und verlachte die darüber umlaufenden Märchen. Eine von Geistern verzauberte Burg, so etwas mußte schon seine Ungläubigkeit herausfordern. Seiner Ansicht nach lag in dem, was Meister Koltz berichtet hatte, noch gar nichts Wunderbares, sondern einzig verschiedene mehr oder weniger richtig beobachtete Tatsachen, denen nur die Bewohner von Werst übernatürliche Ursachen zuschrieben. Der Rauch aus dem Wartturm, die in starken Schlägen ertönende Glocke – das ließ sich ja wohl höchst einfach erklären. Was die blitzartigen Erscheinungen und das Geheul betraf, die beide von der Umfassungsmauer ausgegangen sein sollten, so hielt er diese nur für Bilder erregter Phantasie.

Franz von Telek genierte sich nicht, das auszusprechen und zum stillen Ingrimme seiner Zuhörer darüber zu scherzen.

»Aber, Herr Graf«, bemerkte da Meister Koltz, »das war ja noch nicht alles.«

»Nicht alles?«

»Nein! Es ist nämlich auch unmöglich, in das Karpathenschloß einzudringen.«

»Wirklich?«

»Unser Förster und unser Doktor haben versucht über die Mauer zu gelangen, erst vor wenigen Tagen, aus Liebe zu unserem Dorf. Sie hätten diesen Versuch aber fast mit dem Leben bezahlt.«

»Was ist ihnen denn widerfahren?« fragte Franz von Telek in ziemlich spöttischem Ton.

Meister Koltz erzählte nun eingehend die Abenteuer von Nic Decks und Doktor Patak.

»Als der Doktor also«, sagte der junge Graf, »den Graben verlassen wollte, da wurden seine Füße am Boden so festgehalten, daß er keinen Schritt vorwärts machen konnte?«

»Keinen Schritt, weder vor noch rückwärts!« fügte Magister Hermod hinzu.

»Das wird er nur geglaubt haben, Euer Doktor«, erwiderte Franz von Telek, »und es war nur die Angst, die ihm bis in die Beine, ja bis in die Füße gefahren war.«

»Zugegeben, Herr Graf«, antwortete Meister Koltz. »Wie läßt sich aber erklären, daß Nic Deck einen furchtbaren Schlag erhielt, als er das Eisenwerk der Zugbrücke berührte.«

»Das war irgendein Schelmenstreich, dem er zum Opfer fiel.«

»Ja, doch ein so schlechter, daß er noch heute davon bettlägrig ist«, ergänzte der Birö.

»Hoffentlich nicht in Lebensgefahr?« fiel ihm der junge Graf ins Wort.

»Nein, zum Glück nicht.«

Hier lag ja eine offenbar nicht wegzuleugnende Tatsache vor, und Meister Koltz sah gespannt deren Erklärung durch Franz von Telek entgegen.

Dieser antwortete darauf ruhigen Tones folgendes: »Alles, was ich bis jetzt gehört habe, erscheint mir, ich wiederhole es, höchst einfacher Natur. Zweifelhaft ist für mich jedoch nicht, daß das Karpathenschloß jetzt Bewohner hat. Welche, weiß ich natürlich nicht. Jedenfalls sind das aber keine Geister sondern Leute, die, nachdem sie sich dorthin geflüchtet, guten Grund haben mögen, sich zu verbergen, wahrscheinlich irgendwelche Verbrecher.«

»Was, Verbrecher?« rief Meister Koltz.

»Das ist sehr leicht möglich, und da sie nicht zur Verantwortung gezogen werden möchten, haben sie das Märchen verbreitet, daß die Burg von übernatürlichen Wesen verzaubert ist.«

»Wie, Herr Graf«, ließ Meister Hermod sich vernehmen, »Sie denken ... «

»Ich denke, daß das Land hier sehr abergläubisch ist, daß die Insassen des Schlosses davon Kenntnis haben, und daß sie auf diese Weise die Besuche ihnen ungelegener Leute abzuhalten trachten.«

Es hatte ja viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sich die Sache so verhielt. Niemand wird aber darüber staunen, daß die Leute in Werst eine solche Erklärung nicht anerkennen wollten.

Der junge Graf sah wohl ein, daß er aus dieser Zuhörerschaft, die sich nicht überzeugen lassen wollte, keinen zu vernünftigerer Anschauung bekehrt hatte. So begnügte er sich denn hinzuzufügen: »Da Sie alle für meine Vernunftgründe unzugänglich sind, meine Herren, glauben Sie meinnetwegen über das Karpathenschloß alles, was Ihnen beliebt.«

»Wir glauben, was wir gesehen haben, Herr Graf«, antwortete Meister Koltz.

»Und was wirklich der Fall war und ist«, fügte der Magister hinzu.

»Schön; doch wahrlich, ich beklage, nicht über 24 Stunden verfügen zu können, denn sonst wäre ich mit Rotzko ausgezogen, Ihre berüchtigte Burg näher in Augenschein zu nehmen, und ich gebe Ihnen die bestimmte Versicherung, es würde nicht lange gedauert haben, ehe wir wußten, woran wir uns zu halten hätten.«

»Die Burg besuchen!« rief Meister Koltz.

»Ohne Zögern; und der Teufel in eigener Person sollte uns nicht gehindert haben, durch die Umwallung zu kommen.«

Als sie Franz von Telek in so bestimmter, ja in spöttischer Weise reden hörten, packte alle neues Entsetzen. Wenn die Geister des Schlosses in dieser Weise behandelt wurden, mußte das ja dem Dorf neues Unglück zuziehen. Die Geister hörten doch ohne Zweifel jedes Wort, das hier im ›König Mathias‹ gesprochen wurde; und schon waren alle darauf gespannt, daß die unbekannte Stimme noch einmal zu hören sein würde.

Bei dieser Gelegenheit berichtete Meister Koltz noch dem jungen Grafen, unter welchen Umständen der Förster unter Nennung seines Namens mit greulicher Strafe bedroht worden war, wenn er es unternähme, die Geheimnisse der Burg zu entschleiern.

Franz von Telek zuckte dazu nur mit den Achseln, dann stand er auf mit den Worten, daß in dieser Gaststube niemals eine Stimme – wie man es behauptete – zu hören gewesen sei. All das bestehe nur in der Einbildung der gar zu leichtgläubigen und vielleicht dem Schnaps des ›König Matthias‹ etwas zu sehr huldigenden Kunden des Wirtshauses.

Daraufhin wandten sich schon einige zur Tür, da sie es nicht länger duldeten, weiter in einem Raum zu verweilen, wo dieser junge Zweifler derartige Sachen vorzubringen wagte.

Franz von Telek hielt sie durch einen Wink zurück.

»Ganz entschieden, meine Herren«, sagte er, »erkenne ich, daß das Dorf hier unter der Herrschaft bleicher Furcht steht.«

»Und das nicht ohne Ursache, Herr Graf«, versicherte Meister Koltz.

»Nun, da liegt ja das Hilfsmittel auf der Hand, dem Hexentreiben, das Ihrer Meinung nach im Karpathenschloß vor sich geht, ein baldiges Ende zu machen. Übermorgen werde ich in Karlsburg sein, und wenn Sie wünschen, erstatte ich einen Bericht an die Behörden der Stadt. Da wird man eine Abteilung Gendarmen oder Polizisten hierher senden, und ich stehe Ihnen dafür ein, die werden schon in die Burg einzudringen wissen, um die Spaßvögel auszutreiben, die mit Ihrer Leichtgläubigkeit ihr Wesen treiben,

oder um die Verbrecher zu verhaften, die vielleicht einen schlimmen Streich vorbereiten.«

Dieser Vorschlag erschien gewiß annehmbar, war aber doch nicht ganz nach dem Sinn der Notablen von Werst. Ihrer Meinung nach konnten weder Gendarmen noch Polizisten, nicht einmal Soldaten mit den übersinnlichen Wesen fertig werden, die sich ja mit ganz unbekanntem Mitteln zu verteidigen verstanden.

»Doch da fällt mir ein, meine Herren«, ergriff der junge Graf noch einmal das Wort, »Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, wem das Karpathenschloß gehört oder doch gehört hat.«

»Einer alten im Land angesessenen Familie, Herr Graf, der der Barone von Gortz«, antwortete Meister Koltz.

»Der Familie von Gortz!« rief Franz von Telek.

»Ja, genau der.«

»Zu der gehörte auch Baron Rudolph?«

»Sicher, Herr Graf.«

»Und weiß jemand, was aus ihm geworden ist?«

»Nein. Seit einer Reihe von Jahren ist der Baron von Gortz nicht mehr im Schloß erschienen.«

Franz von Telek war kreidebleich geworden, und unwillkürlich wiederholte er mit halb gebrochener Stimme den Namen: »Rudolph von Gortz.«

9. KAPITEL

Die Familie der Grafen von Telek, eine der ältesten und berühmtesten Rumäniens, nahm hier schon eine hervorragende Stellung ein, bevor sich das Land gegen Anfang des

16. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit erkämpft hatte. Verknüpft mit allen politischen Vorkommnissen, die die Geschichte dieser Gebiete bilden, leuchtete darin der Name der gräflichen Familie schon lange in fleckenreinem Glanz.

Heute, minder begünstigt als die vielgenannte Buche des Karpathenschlosses, der ja noch drei Zweige übrig geblieben waren, sah sich der Stammbaum der Teleks auf einen einzigen Zweig beschränkt, den der Teleks von Krajowa, dessen letzter Sproß in dem jungen Edelmann blühte, der eben im Dorf Werst angelangt war.

Während seiner Kindheit hatte Franz den Familienstammsitz, den der Graf und die Gräfin von Telek bewohnten, niemals verlassen. Die Nachkommen des Hauses genossen das größte Ansehen und machten von ihrem Vermögen freigebigen Gebrauch. Für gewöhnlich das sorglose und glatt verlaufende Leben des Landadels führend, verließen sie ihr Besitztum bei Krajowa nur einmal jährlich, wenn Geschäfte sie in den Flecken gleichen Namens riefen, obgleich dieser nur wenige Meilen von ihrem Schloß entfernt lag.

Diese Lebensweise äußerte selbstverständlich ihren Einfluß auf die Erziehung ihres einzigen Sohnes, und Franz sollte noch lange von der Umgebung, in der seine Jugend verstrichen war, gewisse Nachwehen fühlen. Als Lehrer hatte er bloß einen alten italienischen Weltgeistlichen, der ihm nur beibringen konnte, was er selbst kannte, und das war verzweifelt wenig. Als man den Knaben schon eher einen jungen Mann nennen konnte, besaß er nur sehr dürftige Kenntnisse der Wissenschaften, Künste und der herrschenden Literatur. Leidenschaftlich zu jagen, Tag und Nacht durch Wald und Feld zu streifen, Hirsche und Sauen

zu hetzen, mit dem Messer in der Hand die wilden Tiere in den Bergen anzugreifen – das bildete so den gewöhnlichen Zeitvertreib des jungen Grafen, der, mutig und entschlossen, bei diesen rauen Übungen wahre Heldentaten leistete.

Die Gräfin von Telek starb, als ihr Sohn kaum 15 Jahre zählte, und dieser hatte erst die Zwanzig erreicht, als sein Vater durch einen Jagdunfall ums Leben kam.

Der Schmerz darüber schnitt Franz tief in die Seele. Wie er die Mutter beweint hatte, so beweinte er den Vater. Beide waren ihm innerhalb kurzer Zeit entrissen worden. Seine ganze Zuneigung, alles, was sein Herz an liebevollen Regungen besaß, hatte sich bisher in jener kindlichen Anhänglichkeit vereinigt, die ja den Ansprüchen der Kindheit und der ersten Jugend vollständig Genüge leistet. Als diese Liebe ihm aber zu fehlen begann und er, da inzwischen auch sein Lehrer gestorben war, niemals einen Freund gehabt hatte, da fühlte er sich recht vereinsamt in der Welt.

Noch 3 Jahre lang blieb der junge Graf auf dem Schloß bei Krajowa, das er nie zu verlassen gedachte. Er lebte hier, ohne Verbindung nach außen auch nur anzustreben. Höchstens begab er sich wegen zwingender Geschäfte ein oder zweimal im Jahr nach Bukarest. Auch dann kürzte er seine Abwesenheit so gut es ging, und eilte zu dem alten Familiensitz zurück.

Ein solches Leben konnte aber doch nicht immer andauern; Franz begann schließlich das Bedürfnis nach einer Erweiterung seines Horizonts zu empfinden, den die rumänischen Gebirge doch gar zu eng begrenzten, und es verlangte ihn nun, auch einmal über diese hinauszufiegen.

Der junge Graf stand ungefähr im 23. Lebensjahr, als er den Entschluß zu reisen faßte. Sein Vermögen gestattete ihm, der neuen Liebhaberei unbeschränkt zu huldigen. So überließ er eines Tages das Schloß bei Krajowa der Sorge seiner alten Diener und verließ das walachische Vaterland. Mit sich nahm er Rotzko, einen früheren rumänischen Soldaten, der schon seit 10 Jahren im Dienst der Familie von Telek stand und ihn bisher auf allen Jagdausflügen begleitet hatte. Das war ein kühner, tatkräftiger Mann, voller Ergebenheit gegen seinen jugendlichen Herrn.

Die Absicht des jungen Grafen ging dahin, Europa zu besuchen, indem er einige Monate in den Residenzen und sonstigen Hauptplätzen des Erdteils zu verweilen gedachte. Nicht ohne Grund erwartete er, seine durch den Unterricht im Schloß bei Krajowa doch nur mangelhaft entwickelte Ausbildung zu vervollkommen durch die Erfahrungen bei einer längeren Reise, deren Plan er sich sorgsam zurechtgelegt hatte.

Italien wollte Franz von Telek in erster Linie besuchen, weil er die italienische Sprache, die ihn der alte Geistliche gelehrt hatte, am geläufigsten sprach. Der Zauber dieses an Erinnerungen so überreichen Landes, zu dem er sich vor allem hingezogen fühlte, fesselte ihn dort 4 volle Jahre. Er verließ nur Venedig, um nach Florenz, oder Rom, um nach Neapel zu gehen, und kehrte nach diesen Hauptsitzen der Künste, von denen er sich nicht losreißen konnte, immer wieder zurück. Frankreich, Deutschland, Spanien, Rußland, England usw. wollte er später sehen und hoffte, diese Länder mit um so größerem Erfolg studieren zu können, wenn die Zeit seine geistige Auffassung weiter gereift hätte. Dagegen bedarf es der frischesten Eindrucksfähigkeit

der Jugend, um die Reize der italienischen Großstädte voll zu genießen.

Franz von Telek war 27 Jahre alt, als er zum letzten Mal nach Neapel kam. Er wollte hier vor seiner Abreise nach Sizilien nur wenige Tage verweilen. Mit einer Besichtigung der alten »Trinakria« gedachte er seine erste Reiseperiode abzuschließen, um sich dann einmal auf dem Schloß Krajo-wa ein Jahr der Ruhe zu gönnen.

Da sollte ein unvorhergesehener Zwischenfall nicht nur seine für die nächste Zukunft vorliegenden Pläne umwerfen, sondern über sein ganzes Leben entscheiden und diesem ein anderes Ziel geben.

Wenn der junge Graf während des mehrjährigen Aufenthalts in Italien bezüglich seiner wissenschaftlichen Ausbildung – wofür es ihm an natürlicher Anlage gebrach – wenig gewonnen hatte, so war in ihm doch das Gefühl für das Schöne ebenso geweckt worden, wie etwa in einem früher Blinden das Verständnis für den Begriff des Lichts. Für die Wunderpracht der Kunst jetzt in höchstem Maß empfänglich, begeisterte er sich im Anblick von Meisterwerken der Malerei, wenn er die Museen von Neapel, Venedig, Florenz und Rom besuchte. Gleichzeitig hatte er durch die Theater die dramatische Literatur der Zeit kennengelernt und sich mit Leidenschaft in der Beurteilung der Leistungen vieler Bühnenkünstler ausgebildet.

Da ereignete es sich während seines letzten Aufenthalts in Neapel und unter in folgendem zu schildernden außer gewöhnlichen Umständen, daß in sein Herz ein tieferes Gefühl, eine bisher ungekannte Teilnahme nicht für die Bühne allein einzog.

Gerade zu jener Zeit trat im San Carlo-Theater eine berühmte Sängerin auf, deren silberhelle Stimme, vollendeter Vortrag und vorzügliches Spiel die Bewunderung der Dilettanten weckten. Bisher hatte La Stilla noch niemals nach dem Beifall des Auslands gestrebt und sang ausschließlich italienische Musik, die bezüglich der Kompositionskunst die erste Stelle einnahm. Das Theater Carignan in Turin, die Scala in Mailand, das Theater Alfieri in Florenz, das Apollo-Theater in Rom und San Carlo in Neapel wechselten sich im zeitweiligen Besitz der Sängerin ab, und bei den hier geernteten Triumphen kam dieser niemals ein Bedauern an, auf den anderen großen Bühnen Europas noch nicht gegläntzt zu haben.

Die jetzt 25jährige Stilla war eine Frau von berückender Schönheit mit langem goldigen Haar, schwarzen, unergründlichen Augen, aus denen Flammen hervorzuzucken schienen, mit tadelloser reinen Gesichtszügen, warmem Teint und einer Gestalt, die der Meißel eines Praxiteles nicht hätte vollkommener formen können. Und diese Frau erblühte zur seltensten Künstlerin, zu einer zweiten Malibran, von der Musset ebenfalls hätte sagen können: »Auf deiner Töne Schwingen flog der Schmerz hinauf zum Himmel!«

Eine solche Stimme aber, die der allbeliebte Dichter in seinen unsterblichen Stanzen gefeiert hat: »... des Herzens eigne Stimme, die allein zum anderen Herzen dringt«, eine solche Stimme war die La Stillas in ihrer ganzen unbeschreiblichen Herrlichkeit.

Die große Künstlerin, die mit so unnachahmlicher Treue die Töne der zärtlichen Liebe, der mächtigsten Seelenerregungen wiedergab, hatte – wie man allgemein behauptete – im eigenen Herzen doch noch nie deren himmlische Macht

verspürt. Noch nie hatte sie geliebt, nie mit dem Auge einen jener Tausende von Blicken beantwortet, die auf der Bühne unausgesetzt an ihr hingen. Es schien, als lebte sie nur in ihrer Kunst, einzig und allein für diese.

Gleich beim ersten Mal, wo Franz La Stilla sah, fühlte er sich von dem unwiderstehlichen Zwang einer ersten Liebe zu ihr hingezogen. Sofort beschloß er, unter Verzicht auf sein Vorhaben, nach dem Besuch Siziliens Italien endgültig zu verlassen, jetzt bis zum Schluß der Saison in Neapel zu bleiben. Als ob ein unsichtbares Band, das er nicht zu sprengen vermochte, ihn an die Sängerin fesselte, wohnte er allen Vorstellungen bei, worin sie auftrat und die eine maßlose Begeisterung der Zuhörer stets zu wirklichen Triumpfen gestaltete. Mehrmals, wenn er seine Leidenschaft nicht zu meistern imstande war, hatte er versucht, bei La Stilla Zutritt zu erlangen; deren Tür blieb jedoch für ihn, wie für andere fanatische Anbeter der Künstlerin, unerbittlich geschlossen.

Der junge Graf verfiel hierdurch erklärlicherweise bald einem recht beklagenswerten Zustand. Da er nur noch an La Stillas dachte, nur lebte, um sie zu sehen und zu hören, ohne daß es ihm einfiel, in der Gesellschaft sonstige Verbindungen zu suchen, zu denen ihn Name und Geburt eigentlich fast verpflichteten, wurde seine Gesundheit infolge jener unablässigen Spannung des Herzens und des Geistes bald ernsthaft erschüttert. Was würde er erst gelitten haben, wenn er gar noch einen Rivalen gehabt hätte! Doch er wußte ja, daß ein derartiger Verdacht grundlos wäre – sogar bezüglich einer seltsamen Persönlichkeit, die wir hier etwas eingehender zeichnen müssen, weil sie in den Verlauf dieser Erzählung bedeutungsvoll eingreift.

Es war das zur Zeit der letzten Reise Franz von Teleks nach Neapel ein Mann von 55 Jahren – für so alt schätzte man ihn wenigstens allgemein. Diese sehr verschlossene Persönlichkeit schien die in den höheren Klassen geltenden gesellschaftlichen Forderungen völlig zu verachten. Niemand erfuhr etwas von seiner Familie, von seiner Stellung oder Vergangenheit. Man sah den Mann heute in Rom und morgen in Florenz, doch, wie deutlich zu merken war, nur je nachdem La Stilla in Rom oder in Florenz auftrat. Man kannte von ihm nur eine Leidenschaft: die berühmte Primadonna zu hören, die damals den allerersten Platz in der Gesangskunst innehatte.

Lebte Franz von Telek für La Stilla erst seit dem Tag, wo er sie in jenem Theater Neapels gesehen hatte, so lebte jener exzentrische Kunstfreund schon seit 6 Jahren nur dafür, sie zu hören, und es schien wirklich, als sei die Stimme der Sängerin für seine Existenz ebenso notwendig geworden, wie die Luft, die er atmete. Dabei hatte er ihr niemals anderswo zu begegnen gesucht als auf der Bühne; niemals sich ihr vorgestellt oder sich schriftlich an sie gewendet. Jedesmal aber, wenn La Stilla in einem beliebigen Theater Italiens singen sollte, sah man dort einen hochgewachsenen Mann mit langem dunklen Überrock und einem das Gesicht beschattenden Hut eintreten. Dieser Mann nahm schleunigst in einer vorher für ihn bestellten vergitterten Loge Platz. Hier blieb er abgeschlossen, einsam und schweigend während der ganzen Vorstellung sitzen. Sobald aber La Stillas letzte Töne verklungen waren, eilte er davon, ohne daß irgendein anderer Sänger oder eine andere Sängerin ihn hätte zurückhalten können; er hätte diesen überhaupt kein Ohr geliehen.

Vergebens hatte La Stilla zu erfahren gesucht, wer dieser übereifrige Bewunderer ihrer Leistungen wohl sein möge. Bei ihrer sehr empfindsamen Natur erschrak sie schließlich über die fortwährende Anwesenheit des wunderlichen Mannes – ein Schrecken, der übrigens ebenso grundlos war, wie sie sich dessen doch nicht zu erwehren vermochte. Obwohl sie ihn in seiner Loge, deren Gitter stets hochgezogen blieb, nicht selbst sehen konnte, wußte sie, daß er sich darin befand, fühlte sie seinen auf sie gerichteten durchbohrenden Blick und wurde dadurch so erregt, daß sie nicht einmal den Jubel der Zuschauer hörte, der sie bei ihrem Erscheinen begrüßte.

Wir erwähnten bereits, daß sich dieser Sonderling La Stilla niemals vorgestellt hatte. Unterließ er aber jeden Versuch, die »Frau« kennenzulernen – wir legen hierauf besonderes Gewicht –, so blieb doch alles, was ihn an die »Künstlerin« erinnern konnte, das Endziel seiner nie erlahmenden Aufmerksamkeit. So besaß er eines der schönsten Porträts, die der große Maler Michel Gregorio von der Künstlerin hergestellt hatte, in dem sie mit ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit, selbst erhebend und doch erhaben und völlig in ihrer Rolle aufgegangen, wiedergegeben war, und dieses mit Gold aufgewogene Bild hatte in der Tat den von dem Kunstenthusiasten dafür bezahlten Wert.

Blieb dieser seltsame Mann stets allein, wenn er bei La Stillas Vorstellungen seine Loge einnahm, und verließ er sonst niemals seine Wohnung, außer um sich ins Theater zu begeben, darf man daraus jedoch nicht schließen, daß er vollständig als Einsiedler dahinlebte. Nein, ein Gefährte, allerdings nur ein nicht weniger verschrobener Mann, teilte seine Gesellschaft.

Dieses Individuum nannte sich Orfanik. Wie alt er war, woher er kam und wo er das Licht der Welt erblickt hatte, das hätte kein Mensch sagen können. Wenn man ihn hörte – denn er plauderte recht gern – hielt man den Mann wohl für einen verkannten Gelehrten, dessen Licht unter dem Scheffel brennen mochte und der die Welt mit widerwilligem Auge ansah. Man vermutete nicht ohne Grund, er werde so ein armer Teufel von Erfinder sein, der gemächlich auf Kosten der Börse des reichen Kunstfreundes lebte.

Orfanik war von Mittelgröße, hager, sah kränklich und abgezehrt aus und hatte eines jener bleichen Gesichter, die man in der Sprache früherer Zeit als die eines »Erzknickers« bezeichnete. Als besonderes Kennzeichen trug er eine künstliche schwarze Ohrmuschel anstelle des rechten Ohrs, das er bei irgendeinem physikalischen oder chemischen Experiment verloren haben mochte, und auf der Nase eine mächtige Brille, deren einziges myopisches Glas für das in grünlichem Glanz leuchtende linke Auge diente. Während seiner einsamen Spaziergänge fuchtelte er mit den Armen umher, als spräche er mit einem unsichtbaren Wesen, das ihm wohl zuhörte, doch niemals antwortete.

Diese beiden Gestalten, der sonderbare Musikharr und der nicht minder sonderbare Orfanik, waren, wenigstens soweit das möglich war, sehr bekannt in allen italienischen Städten, wohin sie die jeweilige Theatersaison rief. Sie besaßen eine Art Privileg, die öffentliche Neugierde zu erregen, und obgleich der Bewunderer La Stillas sich alle Berichterstatter und indiskreten Interviewer vom Hals zu halten verstanden hatte, wurde dessen Name und Nationalität

schließlich doch bekannt. Er stammte danach aus Rumänien, und als Franz von Telek nach seinem Namen fragte, antwortete man ihm: »Baron Rudolph von Gortz.«

So war die Sachlage zu der Zeit, wo der junge Graf eben in Neapel eingetroffen war. Seit 2 Monaten schon wurde das Theater San Carlo niemals leer, und La Stillas Erfolge steigerten sich mit jedem Abend. Noch nie hatte sie sich in den verschiedenen Rollen ihres Repertoires so bewunderungswürdig erwiesen, nie begeistertere Huldigungen entfesselt.

Bei jeder Vorstellung, der Franz von Telek auf seinem Parkettsitz in der Nähe des Orchesters beiwohnte, vertiefte sich der in seiner Loge verborgene Baron von Gortz in diesen herrlichen Gesang und saugte die ergreifende Stimme förmlich in sich auf, ohne die er nicht bestehen zu können schien.

Da lief ein unerwartetes Gerücht durch ganz Neapel – ein Gerücht, dem anfangs niemand Glauben schenken wollte, das schließlich aber die ganze kunstfreundliche Welt schwer beunruhigte.

Man erzählte sich, daß La Stilla nach Ablauf der Saison der Bühne entsagen werde. Wie? Im Vollbesitz ihres Talents, in der Fülle kaum ausgereifter Schönheit, auf dem Gipfel des Künstlerruhms – war es da möglich, daß sie schon an einen Rücktritt nur denken konnte?

So unwahrscheinlich das schien, war es doch begründet, und ohne daß er etwas davon ahnte, verschuldete diesen Entschluß zum Teil wenigstens der unselige Baron von Gortz.

Dieser Zuhörer mit seinem geheimnisvollen Verhalten, der, wenn auch in der vergitterten Loge unsichtbar, doch

stets anwesend war, hatte in La Stilla endlich eine fortdauernde nervöse Überreizung erzeugt, der sich die Sängerin nicht mehr zu wehren vermochte. Von ihrem ersten Erscheinen auf der Szene fühlte sie sich von diesem, übrigens auch für die Zuschauer wahrnehmbaren Seelenleiden tief bedrückt, und das hatte allmählich ihre Gesundheit untergraben. Ein Fortgehen von Neapel, eine Flucht nach Rom, Venedig oder einer anderen Stadt der Halbinsel hätte, das wußte sie, auch nicht genügt, den Baron von Gortz aus ihrer Nähe zu scheuchen. Sie hätte ihm sicherlich nicht auch entkommen können, wenn sie sich von Italien aus etwa nach Deutschland, Rußland oder Frankreich begeben hätte. Er folgte ihr doch überall hin, wo ihre Stimme erklang, und so sah sie eine Befreiung von diesem lästigen Verfolger nur in dem völligen Aufgeben ihrer Bühnentätigkeit.

Schon 2 Monate, bevor sich das Gerücht von ihrem Rücktritt verbreitete, hatte Franz von Telek sich der Sängerin gegenüber zu einem Schritt entschlossen, dessen weitere Folgen unglücklicherweise die verderblichste Katastrophe herbeiführen sollten. Persönlich völlig frei und Herr eines sehr beträchtlichen Vermögens, hatte er einmal Zutritt bei ihr erlangt und ihr da angeboten, Gräfin von Telek zu werden.

La Stilla kannte übrigens schon seit einiger Zeit die Empfindungen, die sie dem jungen Grafen einflößte. Sie hatte sich auch gestanden, daß dieser ein Mann war, dem jede Frau – selbst aus den höchsten Kreisen – ihr Lebensglück getrost anvertrauen konnte. Derartigen Gedanken hing sie eben nach, als Franz von Telek ihr seinen Namen anbot, und sie nahm das mit warmem Entgegenkommen an, das sie gar nicht zu verbergen suchte. Mit vollem Vertrauen

auf seine Gefühle stimmte sie zu, die Gattin des Grafen Telek zu werden, ohne die Unterbrechung der künstlerischen Laufbahn zu beklagen.

Die große Neuigkeit bestätigte sich also, La Stilla sollte nach dem Ende der Spielzeit im San Carlo auf keiner Bühne mehr erscheinen. Ihre Vermählung, die man bisher nur vermutete, wurde jetzt als sicher hingestellt.

Natürlich brachte das eine wunderbare Wirkung nicht nur in den Künstlerkreisen, sondern überhaupt in der vornehmen Welt Italiens hervor. Hatte man zuerst an die Verwirklichung eines solchen Vorhabens nicht glauben wollen, mußte man sich nun der Tatsache fügen. Eifersucht und Haß erwachten gegen den fremden jungen Grafen, der die größte Sängerin der damaligen Zeit ihrer Kunst, ihren Erfolgen und der Vergötterung durch alle Theaterfreunde abwendig machte. Ja, es kam sogar zu persönlichen Drohungen gegen Franz von Telek, um die sich der junge Mann jedoch nicht im geringsten kümmerte.

Wenn eine solche Aufregung in weiten Kreisen herrschte, kann man sich wohl vorstellen, was Rudolph von Gortz bei dem Gedanken empfinden mußte, daß La Stilla ihm entrisen werden, daß er damit alles verlieren sollte, was ihn an das Leben fesselte. Man raunte sich schon zu, daß er mit Selbstmordgedanken umgehe. Gewiß war nur das eine, daß man Orfanik nicht länger in den Straßen Neapels umherwandern sah. Er wich nicht mehr von Baron Rudolphs Seite, erschien dagegen sogar mehrmals mit in der Loge des San Carlo, die der Baron für jede Opernvorstellung belegt hatte – und das war dem Mann niemals begegnet, da diesem, wie so vielen anderen Gelehrten, für den Reiz der Musik jedes Verständnis fehlte.

Inzwischen verstrich ein Tag nach dem andern, die Erregung beruhigte sich aber nicht, ja sie erreichte ihren Höhepunkt an dem Abend, wo La Stilla zum letzten Mal auftreten sollte. In der prächtigen Rolle der Angelica, im ›Orlando‹, dem schönsten Werk des Maestro Arconati, gedachte sie den Zuhörern das letzte Lebewohl zu sagen.

An dem betreffenden Abend erwies sich das San Carlo-Theater um das Zehnfache zu klein für all die Scharen, die sich vor seinen Pforten drängten und deren größter Teil unverrichteter Dinge umkehren mußte. Man befürchtete Kundgebungen gegen den Grafen von Telek, wenn auch nicht während des Gesangs der Gefeierten, so doch, wenn nach dem 5. Akt der Oper der Vorhang herabsinken würde.

Der Baron von Gortz hatte in seiner Loge Platz genommen, und auch diesmal befand sich Orfanik an seiner Seite.

La Stilla erschien, aber aufgeregter denn je. Sie wußte sich jedoch zu fassen, überließ sich ganz ihrer Eingebung und sang – sang mit solcher Vollendung, mit so unvergleichlicher Begabung, daß es jeder Schilderung spottet. Die unbeschreibliche Begeisterung, die sich der Zuhörer bemächtigte, steigerte sich fast bis zum Wahnwitz.

Während der Vorstellung befand sich der junge Graf hinter der Bühne; dort wartete er ungeduldig, nervös, fast fieberhaft erregt, verwünschte, seiner selbst nicht mehr Herr, die Länge der einzelnen Auftritte und ereiferte sich über die Verzögerungen durch den nie enden wollenden Beifall und die Hervorrufe aus allen Rängen des Hauses. Oh, wie drängte es ihn, die eine, die nun Gräfin von Telek werden sollte, dem Theater zu entreißen, sie weit, weit hinweg zu führen, so weit, daß sie ihm – nur ihm allein angehörte.

Endlich kam der tief ergreifende Auftritt, in dem die Heldin des ›Orlando‹ stirbt. Niemals vorher erschien die prächtige Musik Arconatis packender, niemals verlieh ihr La Stilla einen so leidenschaftlichen Ausdruck. Ihre ganze Seele schien auf den Lippen der Künstlerin zu schweben. Und doch – es machte den Eindruck als ob diese, dann und wann kurz absetzende Stimme brechen wollte, diese Stimme, die nun für immer verstummen sollte.

In diesem Augenblick sank das Gitter vor der Loge des Barons von Gortz herunter. Ein merkwürdiger Kopf mit langem halbgrauen Haar und flammenden Augen wurde sichtbar, das Gesicht zeigte eine erschreckende Blässe, und Franz von Telek, dem das noch nie begegnet war, sah die Erscheinung von seinem Standpunkt hinter den Kulissen in vollem Licht.

La Stilla ließ sich von dem begeisternden Feuer der unvergleichlichen Schlußarie mit hinreißen. Sie sang gerade mit überirdischem Ausdruck die Worte:

*Innamorata, mio cuore tremante,
Voglio morire . . .*

Plötzlich schweigt sie. Das Gesicht des Barons von Gortz macht sie erstarren. Ein furchtbares Entsetzen lähmt sie. Sie führt die Hand nach dem Mund, der sich mit Blut rötet, sie strauchelt, sinkt zusammen . . .

Die Zuhörerschaft springt in die Höhe – bebend – verwirrt – sinnlos vor Angst.

Aus der Loge des Barons von Gortz dringt ein schriller Aufschrei.

Franz stürmt auf die Szene, er nimmt La Stilla in die Arme, hebt sie auf, starrt sie an, ruft sie mit Namen.

»Tot! Tot!« schreit er, »Tot!«

La Stilla weilt nicht mehr unter den Lebenden. In ihrer Brust ist eine Ader gesprungen. Ihr Gesang verstummte mit ihrem letzten Seufzer!

Der junge Graf wurde zu seinem Hotel in einem Zustand geschafft, der um seinen Verstand fürchten ließ. Er war außerstande, dem Begräbnis La Stillas beizuwohnen, das unter einem nie dagewesenen Zulauf aus allen Volksschichten Neapels stattfand.

Auf dem Campo Santo Nuovo, wo die Sängerin beerdigt wurde, liest man auf einfachem weißen Marmorblock nur den Namen

La Stilla.

Am Abend des Begräbnistags erschien ein Mann auf dem Campo Santo Nuovo. Mit irrem Blick, herabgesunkenem Haupt und so fest geschlossenen Lippen, als hätte der Tod sie schon versiegelt, starrte er lange Zeit auf die Stelle, unter der La Stilla für immer schlummerte. Er scheint zu lauschen, als ob die Stimme der Künstlerin noch einmal aus dem Grab herauftönen sollte.

Der schweigsame Besucher war Rudolph von Gortz.

Noch in derselben Nacht verließ der Baron Gortz in Begleitung Orfaniks Neapel, und seit dieser Zeit hätte niemand sagen können, was aus ihm geworden war.

Am folgenden Morgen aber erhielt der junge Graf einen an ihn gerichteten Brief. Dieser Brief enthielt in kurzer drohender Fassung die Worte:

»Du bist es, der sie getötet hat! und Wehe über Dich, Graf von Telek!

10. KAPITEL

Das war das Trauerspiel des Lebens unseres Franz von Telek.

Einen Monat lang schwebte er in höchster Gefahr; der junge Graf erkannte niemand – nicht einmal seinen getreuen Rotzko. Als er im hitzigsten Fieber lag, entschlüpfte seinen Lippen, die bald den letzten Seufzer auszuhauchen drohten, nur noch ein Name: der La Stillas.

Und doch entrann der Graf dem Tod. Die Kunst der Ärzte, die sorgfältige Pflege durch Rotzko und auch seine Jugend und die heilende Kraft der Natur retteten ihm noch einmal das Leben. Auch sein geistiges Vermögen ging ungeschmälert aus dieser entsetzlichen Erschütterung hervor. Doch als er sich wieder zu erinnern begann, als er sich die tragische Schlußszene aus dem ›Orlando‹, mit der die Seele der Künstlerin dieser Erde entflohen war, ins Gedächtnis zurückrief, da schluchzte er laut: »Stilla! Meine Stilla!« und die hageren Hände streckten sich vor, als wollte er ihr noch einmal Beifall zujubeln.

Sobald sein Herr das Bett verlassen konnte, erhielt Rotzko den Auftrag, alles vorzubereiten, um die traurige Stätte zu verlassen, und direkt nach Krojowa zurückzukehren. Bevor er aber von Neapel Abschied nahm, wollte der Graf noch einmal am Grab der Dahingeschiedenen beten und ihr einen letzten Abschiedsgruß – für immer – bringen.

Rotzko begleitete ihn zum Campo Santo Nuovo. Franz warf sich auf die grausame Erde, die sein Teuerstes verschlungen hatte; er versuchte sie mit den Nägeln aufzuwühlen, um auch sich darin zu begraben. Nach langem Bemühen gelang es Rotzko, ihn von dem Grab wegzuziehen, worin sein Erdenglück ruhte.

Nach wenigen Tagen in Krajowa eingetroffen, hatte Franz von Telek den alten Stammsitz seiner Familie im Walachenland wiedergesehen. Hier im Schloß, das zu verlassen er sich hartnäckig weigerte, lebte er volle 5 Jahre in ungestörter Einsamkeit. Weder Zeit noch Entfernung hatten seinen Schmerz zu lindern vermocht. Er hätte gerade müssen vergessen können, und das war ihm unmöglich. Die noch immer wie am ersten Tag lebendige Erinnerung an La Stilla war einmal mit seinem Seelenleben verwachsen. Es gibt ja Wunden, die sich nur mit dem Tod schließen.

Zu der Zeit jedoch, mit der unsere Erzählung beginnt, hatte der junge Graf das Schloß seit einigen Wochen verlassen, allerdings erst nach langen dringenden Bitten Rotzkos, der ihn dieser allmählich tödlichen Einsamkeit entreißen wollte. Wenn Franz dadurch auch keinen eigentlichen Trost fand, sollte er wenigstens seinen Schmerz zeitweise betäuben lernen.

So wurde denn ein Reiseplan festgelegt, um zunächst die transsilvanischen Länder zu besuchen. Später – so hoffte Rotzko – werde sich der Graf auch bestimmen lassen, die durch jene traurigen Vorkommnisse in Neapel unterbrochene Fahrt durch Europa wieder aufzunehmen.

Franz von Telek war also, diesmal nur als Tourist, zu kurz bemessenem Ausflug abgereist. Mit Rotzko hatte

er die walachischen Ebenen bis zu dem mächtigen Gebirgsstock der Karpathen durchzogen. Beide durchstreiften dann die Pässe und Täler des Vulcan, und nach Besteigung des Retyezat und einem Abstecher durch das Tal des Maros hatten sie im ›König Mathias‹, dem Gasthaus des Dorfes Werst, Rast gemacht.

Wir kennen schon den dort herrschenden Zustand, zur der Zeit, wo Franz von Telek eintraf, und wie er über die scheinbar unbegreiflichen Ereignisse, deren Schauplatz die Burg war, informiert wurde. Wir wissen auch, daß er zuletzt noch den Baron von Gortz als Besitzer jener Gespensterburg nennen hörte.

Die Wirkung dieses Namens auf den jungen Grafen war zu deutlich, als daß sie Meister Koltz und den übrigen Anwesenden hätte entgehen können. Rotzko hätte diesen unseligen Meister Koltz, der jenen Namen zuerst aussprach, gern zum Teufel gejagt und dessen ganze albernen Geschichten hinterdrein gewünscht. Daß der unglückliche Zufall Franz von Telek gerade nach Werst und in die Nachbarschaft des Karpathenschlosses verschlagen mußte!

Der junge Graf blieb stumm. Sein vom einen zum andern irrender Blick verriet nur zu sichtbar den Aufruhr seines Herzens, den er vergeblich zu verbergen suchte.

Meister Koltz und seine Freunde begriffen wohl, daß den Grafen ein geheimnisvolles Band mit dem Baron von Gortz verknüpfen möchte; so neugierig sie aber auch waren, bewahrten sie doch eine höfliche Zurückhaltung und versuchten nicht, darüber mehr zu erfahren. Später würde das Weitere sich ja von selbst ergeben.

Wenige Minuten später hatten alle den ›König Mathias‹ verlassen, alle aber erregt durch diese seltsame Verkettung

von Abenteuern, die für das Dorf von keiner guten Vorbedeutung schien.

Würde der junge Graf nun, wo er den Besitzer des Karpathenschlosses kannte, sein Versprechen halten? Würde er, in Karlsburg angelangt, die Behörden von allem informieren und ihr Eingreifen erbitten? Diese Frage legten sich der Birö, der Schulmeister, der Doktor Patak und auch die anderen vor. Jedenfalls war, wenn jener das unterließ, Meister Koltz entschlossen, es zu tun. Die Polizei sollte Kunde erhalten, sie würde dann das Schloß durchsuchen lassen, würde aufklären, ob hier Geister spukten oder Übeltäter hausten, denn lange durfte das Dorf unter der jetzigen Anfechtung nicht leiden.

Den meisten Bewohnern schien das allerdings ein unnützer Versuch, eine wirkungslose Maßnahme zu sein. Wer würde den Geistern etwas anhaben können! Dabei mußten ja die Säbel der Gendarmen wie Glas zersplittern, und ihre Gewehre bei jedem Schuß versagen.

Allein in der Gaststube des ›König Mathias‹ zurückgeblieben, überließ sich Franz von Telek dem Lauf seiner Erinnerungen, die der Name des Baron von Gortz so schmerzlich wieder wachgerufen hatte.

Nachdem er eine Stunde lang wie geistesabwesend in seinem Lehnstuhl gesessen, erhob er sich, verließ das Gasthaus, begab sich zum Ende der Terrasse und blickte in die Ferne hinaus.

Auf dem Kamm des Plesa, in der Mitte der Hochfläche des Orgall, ragte das Karpathenschloß empor. Hier hatte jener Sonderling, der tägliche Gast des San Carlo-Theaters, also gelebt, jener Mann, der der unglücklichen La Stilla einen so unerträglichen Schrecken einflößte. Jetzt mochte

die Burg wohl verödet, wenigstens der Baron von Gortz seit seiner Flucht aus Neapel hierher nicht zurückgekehrt sein. Niemand wußte ja, was aus ihm geworden war und ob er nach dem Ableben der großen Künstlerin nicht etwa gar selbst Hand an sich gelegt hatte.

Franz durchirrte also ein weites Feld von Vermutungen, ohne sich für die eine mehr als für die andere entscheiden zu können.

Andererseits nahm doch das Abenteuer des Försters Nic Deck seine Gedanken in gewissem Grad gefangen, und er hätte, wäre es auch nur, um die geängstigten Bewohner von Werst zu beruhigen, gern das darüber liegende Geheimnis entschleierte.

Da der junge Graf jedoch kaum bezweifelte, daß nur Übeltäter das alte Schloß als Versteck gewählt haben dürften, beschloß er, seinem Versprechen nachzukommen und durch Benachrichtigung der Karlsburger Polizei den schlaun Streichen der Missetäter ein Ende zu bereiten.

Jedenfalls wollte Franz, ehe er weitere Schritte tat, über die betreffenden Vorgänge noch detaillierter informiert sein. Das beste erschien ihm, sich deshalb persönlich an den jungen Forstmann zu wenden. Gegen 3 Uhr nachmittags begab er sich also, vor der Rückkehr in den ›König Mathias‹, zum Haus des Birö.

Meister Koltz fühlte sich sehr geschmeichelt, ihn empfangen zu dürfen, einen Edelmann wie den Herrn Grafen von Telek, diesen Nachkommen einer vornehmen Familie rumänischer Rasse, dem die Dorfschaft für die Wiedererlangung ungestörter Ruhe – und auch weiteren Gedeihens – verpflichtet sein würde, denn nun kämen voraussichtlich

wieder mehr Reisende ins Land und entrichteten die üblichen Wegegelder, ohne etwas von den bösen Geistern im Karpathenschloß zu fürchten zu haben usw. usw.

Franz von Telek dankte Meister Koltz für seine Ehrenbezeugungen und fragte, ob wohl ein Hindernis vorliege, ihn zu Nic Deck zu führen.

»Nicht das geringste, Herr Graf«, beeilte sich der Birö zu antworten. »Dem wackeren jungen Mann geht's schon wieder recht gut und er wird seinen Dienst bald wieder aufnehmen.«

Dann wandte er sich um.

»Ist es nicht so, Miriota?« fragte er seine Tochter, die eben ins Zimmer trat.

»Gott gebe, daß es so werde, Vater!« antwortete Miriota bewegt.

Franz fühlte sich angenehm berührt durch den graziösen Gruß, den das junge Mädchen an ihn richtete. Da er ihr aber eine gewisse Angst bezüglich des Zustands ihres Verlobten anmerkte, erkundigte er sich vorläufig gleich bei ihr nach dessen Befinden.

»Nach dem, was ich gehört habe«, sagte er, »ist Nic Deck nicht ernsthaft verletzt worden?«

»Nein, Herr Graf«, bestätigte Miriota, »und ich segne den Himmel dafür!«

»Haben Sie denn einen guten Arzt hier in Werst?«

»Hm!« machte Meister Koltz in einem für den alten Krankenpfleger der Quarantäne nicht gerade schmeichelfaften Ton.

»Wir haben den Doktor Patak«, sagte das Mädchen.

»Den, der Ihren Nic Deck zum Karpathenschloß begleitet hat?«

»Jawohl, Herr Graf.«

»Fräulein Miriota«, fuhr Franz fort, »ich möchte Ihren Verlobten in seinem eigenen Interesse selbst zu sehen, um von ihm Näheres über sein Abenteuer zu erfahren.«

»Er wird Ihnen gern alles erzählen, selbst auf die Gefahr hin, sich ein wenig anzustrengen.«

»Oh, ich werde ihn zu schonen wissen, Fräulein Miriota, und mich gewiß in acht nehmen, Nic Deck zu schädigen.«

»Das weiß ich, Herr Graf.«

»Wann soll denn Ihre Hochzeit stattfinden?«

»In etwa 14 Tagen«, ließ sich der Birö vernehmen.

»Dann werde ich das Vergnügen haben, ihr beizuwohnen, wenn's dem Meister Koltz beliebt, mich einzuladen ... «

»Ach, Herr Graf, eine solche Ehre ... «

»Nach 14 Tagen also; das ist nun abgemacht; ich hoffe, Nic Deck wird völlig geheilt sein, sobald er sich hat gestatten können, mit seinem schönen Bräutchen nur einen Spaziergang zu machen.«

»Gott schütze ihn, Herr Graf!« antwortete das junge Mädchen errötend.

Dabei spiegelte sich in ihrem reizenden Gesicht aber eine solche Angst, daß Franz sie nach deren Ursache fragte.

»Ja, Gott schütze ihn«, wiederholte das Mädchen, »denn bei dem Versuch, trotz ihres Verbots in das Schloß einzudringen, hat Nic die Geister dort herausgefordert, und wer weiß, ob sie nicht grausam genug sind, ihn dafür sein Leben lang zu quälen.«

»Oh, was das betrifft, Fräulein Miriota«, antwortete Franz, »damit werden wir, das versprech' ich Ihnen, bald fertig werden.«

»Meinem armen Nic soll also kein weiteres Unheil zustoßen?«

»Keines, und dank den Beamten der Polizei wird jedermann binnen wenig Tagen in der Burg und deren Umgebung ebenso gesichert spazieren gehen können, wie auf dem Dorfplatz in Werst.«

Da er es für unangebracht hielt, Fragen übersinnlicher Natur mit dem in solchen Dingen höchst befangenen Mädchen weiter zu besprechen, bat er Miriota, ihn in das Zimmer des jungen Försters zu geleiten.

Das tat das junge Mädchen sofort, ließ dann aber Franz mit ihrem Verlobten allein.

Nic Deck war über die Ankunft der beiden Reisenden im Gasthof zum ›König Mathias‹ informiert worden. In einem alten, wie ein Schilderhaus breiten Lehnstuhl sitzend, erhob er sich, um seinen Besucher zu empfangen. Da er von der Halblähmung, die ihn so plötzlich betroffen, kaum noch etwas verspürte, konnte er die Fragen des Grafen von Telek ohne Schwierigkeiten beantworten.

»Herr Deck«, begann Franz, nachdem er zuerst die Hand des jungen Forstwärters freundschaftlich gedrückt hatte, »zuerst muß ich Sie fragen, ob Sie denn selbst an das Vorhandensein böser Geister im Karpathenschloß glauben?«

»Ja, ich muß wohl, Herr Graf«, gestand Nic Deck.

»Und solche Geister wären es gewesen, die Sie gehindert hätten, über die Mauer zu gelangen?«

»Daran zweifle ich nicht mehr.«

»Und warum, wenn ich bitten darf?«

»Weil das, was mir widerfahren ist, unerklärlich wäre, wenn es keine solchen Geister gäbe.«

»Wären Sie so freundlich, mir die ganze Sache zu erzählen, doch ohne irgend etwas wegzulassen, was dabei vorgegangen ist?«

»Mit Vergnügen, Herr Graf.«

Nic Deck berichtete also, wie von ihm verlangt. Er konnte dabei allerdings nur die Tatsachen bestätigen, die dem Grafen Franz bei dem früheren Gespräch mit den Gästen des ›König Mathias‹ schon zu Ohren gekommen waren – Tatsachen, denen Franz von Telek, wie wir wissen, eine ganz natürliche Deutung zu geben versucht hatte.

Die Ereignisse jener abenteuerlichen Nacht erklärten sich ja ungemein leicht, wenn menschliche Wesen – Übeltäter oder andere – die sich in der Burg aufhielten, die nötigen Apparate besaßen, um allerlei Zauber und Spukerscheinungen hervorzurufen. Was die eigentümliche Behauptung von Doktor Patak anging, daß er sich durch eine unsichtbare Kraft an den Boden gefesselt gefühlt habe, so konnte man wohl annehmen, daß genannter Doktor damals zum Spielball seiner Einbildung geworden sei. Weit größere Wahrscheinlichkeit hatte es für sich, wie Franz dem Förster erklärte, daß jenem, weil ihn der Schrecken lähmte, die Beine einfach den Dienst versagt hätten.

»Wie, Herr Graf«, fiel Nic Deck ein, »in dem Augenblick, wo er fliehen wollte, hätten dem Hasenfuß seine Beine nicht folgen wollen? Nein, das ist undenkbar; Sie würden ebenso urteilen.«

»Nun gut«, unterbrach ihn Franz, »nehmen wir also an, er wäre im Grunde des Grabens mit den Füßen in eine unter dem Unkraut verborgene Falle geraten.«

»Wenn eine Falle zuschnappt«, entgegnete der Förster, »dann verletzt sie einen gehörig, zerreißt wenigstens das

Fleisch; an den Beinen von Doktor Patak zeigt sich aber nicht die geringste Verwundung.«

»Dieser Einwurf ist richtig, Nic Deck, und doch, glauben Sie mir, wenn es wahr ist, daß der Doktor nicht loskommen konnte, wenn seine Füße in dieser Weise festgehalten waren.«

»Ja, das möcht' ich Sie fragen, Herr Graf, wie eine Falle sich von selbst wieder geöffnet haben könnte, um den Doktor freizugeben?«

Franz war um eine Antwort verlegen.

»Übrigens, Herr Graf«, fuhr der Förster fort, »stelle ich das, was den Doktor Patak betrifft, ganz Ihrer Beurteilung anheim. Ich kann ja nur dafür einstehen, was ich selbst erlebt habe.«

»Ja, lassen wir den wackeren Doktor aus dem Spiel und sprechen nur von dem, was Ihnen selbst zugestoßen ist, Nic Deck.«

»Nun, das ist ziemlich schnell erzählt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich eine furchtbare Erschütterung erlitt, und zwar eine, die nicht mit natürlichen Dingen zuing.«

»Und auch Sie sehen keine Verwundung an Ihrem Körper?« fragte Franz.

»Keine, Herr Graf, und doch erhielt ich einen furchtbaren Schlag.«

»War das gerade, als Sie die Hand auf die Eisenteile der Zugbrücke legten?«

»Ja, Herr Graf; kaum hatte ich sie berührt, da fühlte ich mich plötzlich wie gelähmt. Glücklicherweise blieb meine andere Hand, mit der ich mich an der Kette hielt, davon verschont, und so glitt ich denn bis zur Grabensohle hinter, wo der Doktor mich bewußtlos aufgehoben hat.«

Franz schüttelte den Kopf wie ein Mann, bei dem diese Mitteilung keinen rechten Glauben fand.

»Und nun, Herr Graf, was ich Ihnen eben erzählte, habe ich doch wohl nicht bloß geträumt, und da ich volle 8 Tage das Bett hüten mußte und mich nicht groß rühren konnte, weil ich über Arm und Bein keine Herrschaft hatte, da konnte man doch vernünftigerweise nicht sagen, daß ich mir das alles nur eingebildet habe.«

»Das behaupte ich auch gar nicht; im Gegenteil, Sie haben gewiß einen gewaltigen Schlag erlitten.«

»Einen gewaltigen und teuflischen!«

»Nun, darin stimmen wir nicht überein, Nic Deck«, erwiderte der junge Graf. »Sie glauben von einem übernatürlichen Wesen gepackt worden zu sein, und ich glaube das nicht, einfach aus dem Grund, weil es überirdische Wesen guter oder böser Art überhaupt nicht gibt.«

»Wollen Sie mir dann bitte erklären, Herr Graf, wie das, was mir widerfahren, zugegangen ist?«

»Das vermag ich noch nicht, Nic Deck; seien Sie aber überzeugt, daß sich alles, und zwar auf die einfachste Weise, erklären wird.«

»Das gebe Gott!« erwiderte der Förster.

»Sagen Sie mir«, fuhr Franz fort, »hat das Schloß schon immer der Familie von Gortz gehört?«

»Ja, Herr Graf, und ihr gehört es noch heute, obwohl der letzte Sproß der Familie, der Baron Rudolph von Gortz, verschwunden ist, ohne daß man Nachricht von ihm erhalten hat.«

»Und wie lange ist es wohl her, daß er verschwunden ist?«

»So etwa 20 Jahre.«

»Schon 20 Jahre?«

»Ja, Herr Graf. Eines schönen Tages hat der Baron Rudolph das Schloß verlassen, dessen letzter Diener wenige Monate darauf starb, und seitdem hat man den Besitzer nicht wieder gesehen.«

»Und seitdem hat auch niemand die Burg betreten?«

»Kein Mensch.«

»Und was hält man hierzulande von der ganzen Sache?«

»Man glaubt, daß der Baron Rudolph im Ausland, und zwar auch kurz nach seinem Verschwinden, gestorben sein wird.«

»Darin täuscht man sich, Nic Deck. – Der Baron war noch am Leben, wenigstens vor 5 Jahren.«

»Er lebte noch, Herr Graf?«

»Ja. In Italien, in Neapel.«

»Sie haben ihn gesehen?«

»Ja sicher.«

»Und seit diesen 5 Jahren?«

»Habe ich nichts mehr von ihm gehört.«

Der junge Förster wurde nachdenklich. Es kam ihm ein Gedanke – ein Gedanke, dem er doch nicht festere Gestalt zu geben wagte. Endlich erhob er entschlossen den Kopf und sagte: »Es ist doch nicht anzunehmen, Herr Graf, daß der Baron Rudolph ins Land zurückgekehrt ist, um sich im Innern der Burg zu verbergen?«

»Nein, das scheint nicht annehmbar, Nic Deck.«

»Welchen Grund könnte er auch haben, sich zu verstecken und niemand bei sich sehen zu wollen?«

»Oh, gar keinen«, antwortete Franz von Telek.

Und doch nahm auch jetzt ein unerwarteter Gedanke im Geist des jungen Grafen festere Gestalt an. War es denn unmöglich, daß dieser Sonderling, dessen Leben schon immer so rätselhaft gewesen war, sich nach seinem Fortgang aus Neapel in die Burg zurückgezogen hätte? Hier mußte es ihm, dank des geschickt unterhaltenen einmal herrschenden Aberglaubens der Leute in der Umgebung leicht sein, sich, wenn er ganz einsam leben wollte, gegen jede unbequeme Heimsuchung zu verteidigen, da ihm doch der geistige Zustand seiner Nachbarschaft unzweifelhaft bekannt war.

Franz hielt es für nutzlos, die Bewohner von Werst auf diese Spur zu führen. Er hätte sich da über Vorkommnisse verbreiten müssen, die allzu persönlicher Natur waren. Übrigens hätte er doch niemand überzeugt, das erkannte er sofort, als Nic Deck hinzufügte: »Wenn sich der Baron Rudolph im Schloß befindet, muß man glauben, daß der Baron Rudolph selbst der Chort ist, denn nur der Chort hätte mich in dieser Weise treffen können!«

Da er auf dieses Thema nicht wieder kommen wollte, wechselte Franz den Lauf des Gesprächs. Nachdem er alle Mittel erschöpft, um den Förster über die Folgen seines Versuchs zu beruhigen, empfahl er ihm doch, einen solchen nicht zu wiederholen. Das wäre nicht seine Sache, sondern die der Behörden, und die Polizei von Karlsburg würde das Geheimnis schon zu enthüllen verstehen.

Dann verabschiedete sich der Graf von Nic Deck, dem er ganz besonders ans Herz legte, alles für seine Wiedergenesung zu tun, um die Hochzeit mit der hübschen Miriota, die er ja mitzufeiern gedachte, nicht etwa zu verzögern.

In Gedanken versunken, kehrte Franz nach dem ›König Mathias‹ zurück, den er an diesem Tag nicht wieder verließ.

Um 6 Uhr brachte ihm Jonas in der Gaststube das Abendessen, und einer lobenswerten Zurückhaltung nachgebend, störte ihn hier weder Meister Koltz, noch sonst jemand aus dem Dorf.

Gegen 8 Uhr sagte Rotzko zu seinem jungen Gebieter: »Sie brauchen mich jetzt nicht mehr, Herr Graf?«

»Nein, Rotzko.«

»Dann werde ich auf der Terrasse meine Pfeife rauchen.«

»Geh Rotzko, geh.«

Halb in einem Lehnstuhl liegend, ließ Franz die ihm unvergeßliche Vergangenheit noch einmal vor seinem Innern vorüberziehen. Er befand sich in Neapel während der letzten Vorstellung im San Carlo-Theater. Er sah den Baron von Gortz wieder in dem Augenblick, wo dieser ihm erschien, wo er den Kopf aus der Loge vorbeugte, sein Blick sich brennend auf die Künstlerin richtete, als wollte er sie bezaubern.

Dann wandte sich der Gedanke des jungen Grafen dem von jenem Sonderling unterzeichneten Brief zu, in dem er, Franz von Telek, beschuldigt wurde, La Stilla getötet zu haben.

Während er sich so in seine Erinnerung versenkte, fühlte Franz von Telek, wie der Schlaf ihn langsam übermannete. Noch befand er sich in jenem gemischten Zustand, wo man das geringste Geräusch wahrzunehmen vermag, als ein wunderbares Ereignis eintrat.

Es scheint, als ob eine sanfte schmeichelnde Stimme durch den Raum ertönte, in dem sich Franz allein, gewiß ganz allein befand.

Ohne sich zu fragen, ob er wache oder träume, erhebt sich Franz von Telek und lauscht.

Ja! Da erschien es, als ob sich ein Mund seinem Ohr genähert hätte, und als ob unsichtbare Lippen das ergreifende Lied Stefanos, und zwar die Worte sängen:

*Nel giardino de 'mille fiori,
Andiamo, mio cuore . . .*

Diese Romanze – Franz erkannte sie, diese süße, sich einschmeichelnde und doch so tief rührende Romanze – hatte La Stilla in dem letzten Konzert gesungen, daß sie vor ihrer Abschiedsvorstellung veranstaltete.

Wie eingewiegt und ohne sich über etwas Rechenschaft zu geben, überließ sich Franz der Wollust, diese Stimme noch einmal zu hören. Dann geht der Vers zu Ende, und die allmählich leiser werdende Stimme verhallt in leichten Schwingungen der Luft.

Doch Franz hat seine Erstarrung abgeschüttelt, er ist hastig aufgesprungen, hält den Atem an und sucht ein entferntes Echo dieser Stimme, die ihm zum Herzen dringt, zu erhaschen.«

Doch alles ist still, hier drinnen und draußen.

»Ihre Stimme!« murmelte er. »Ja, das war ihre Stimme, die ich so sehr geliebt habe!«

Dann kommt er völlig wieder zu sich.

»Ich habe geschlafen«, sagt er, »ach, ich habe so schön geträumt!«

11. KAPITEL

Noch befangen von den Visionen der Nacht, wurde der junge Graf am folgenden Morgen munter.

Im Lauf des Vormittags wollte er das Dorf Werst verlassen, um sich nach Karlsburg zu begeben.

Nach kurzem Besuch der Industrieorte Petroseny und Livadzel gedachte sich Franz einen ganzen Tag in Karlsburg aufzuhalten, bevor er für etwas längere Zeit nach der Hauptstadt Siebenbürgens weiterzöge. Von hier sollte ihn dann die Eisenbahn zu dem Herzen Ungarns, dem letzten Ziel seiner Reise führen.

Franz war aus dem Gasthaus herausgetreten und ging, ein Fernglas vor den Augen, auf der Terrasse spazieren, von der aus er tief erregt die Umrisse der Burg betrachtete, die die aufsteigende Sonne auf dem Plateau des Orgall schon erkennbar beleuchtete.

Sein Gedankengang war etwa folgender: wenn er nun nach Karlsburg kam, sollte er da das den Bewohnern von Werst gegebene Versprechen einlösen und die Polizei davon benachrichtigen, was auf dem Karpathenschloß vorging?

Als der junge Graf sich verpflichtet hatte, dem Dorf seinen Frieden wieder zu sichern, geschah das in der festen Überzeugung, daß die Burg einer Rotte von Verbrechern als Schlupfwinkel diene, oder daß doch verdächtige Gesellen, die ein Interesse daran hatten, nicht entdeckt zu werden, es zustande gebracht hätten, jede Annäherung anderer Personen zu vereiteln.

Im Lauf der Nacht hatte sich Franz das jedoch anders überlegt. In seinen Gedanken hatte sich ein Wechsel vollzogen, und jetzt zauderte er. In der Tat war ja der letzte Abkömmling der Familie von Gortz, der Baron Rudolph, seit

5 Jahren verschwunden, und niemand hätte wissen können, was aus ihm geworden war. Zwar hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er gestorben sei, angeblich bald nach seinem Weggang von Neapel, doch ob das begründet war, dafür gab es keine Beweise. Vielleicht lebte der Baron von Gortz noch heute, und wenn er lebte, warum sollte er dann nicht nach dem Schloß seiner Ahnen zurückgekehrt sein? Warum könnte Orfanik, scheinbar sein einziger Vertrauter, ihn nicht dahin begleitet haben, und könnte dieser seltsame Gelehrte nicht der Urheber und Veranstalter der Erscheinungen sein, die das Land ringsum fortwährend in Angst und Schrecken setzten? Dergleichen Gedanken stiegen, einer aus dem anderen sich entwickelnd, in Franz von Telek auf.

Eine derartige Vermutung erschien gewiß ziemlich naheliegend, und wenn der Baron Rudolph von Gortz und Orfanik in der Burg Zuflucht gesucht hatten, so begriff es sich auch, daß sie diese unzugänglich zu machen bemüht gewesen wären, um darin das einsame Leben zu führen, das ihren Gewohnheiten und Charakteren entsprach.

War das aber der Fall, so fragte es sich doch, wie der junge Graf sich dann verhalten sollte, da er ja keine rechten Gründe hatte, sich in die Privatangelegenheiten des Barons von Gortz zu mischen. Noch wog er hierüber das Für und Wider ab, als sich Rotzko auf der Terrasse zu ihm gesellte.

Den alten bewährten Diener glaubte er mit dem, was ihm eben durch den Kopf ging, bekannt machen zu sollen.

»Herr Graf«, antwortete Rotzko, »die Möglichkeit liegt allerdings vor, daß der Baron von Gortz der Urheber all jener Teufeleien und Spukgeschichten ist; nun, wenn das zutrifft, so meine ich, daß wir uns darum nicht zu kümmern

haben. Die Hasenfüße in Werst mögen zusehen, wie sie sich mit der Geschichte abfinden, wir haben doch wahrlich nicht die Pflicht, den albernen Aufruhr im Dorf zu dämpfen.

»Ja, ja«, sagte Franz, »wenn ich's mir recht überlege, glaub' ich, daß du recht hast, braver Rotzko.«

»Ich glaube das auch«, antwortete einfach der Soldat.

»Was Meister Koltz und die anderen angeht, so wissen sie jetzt, was sie zu tun haben, um sich von den vermeintlichen Geistern der Burg zu befreien.«

»Natürlich, Herr Graf, sie brauchen ja nur die Polizei von Karlsburg darüber zu informieren.«

»Nach dem Frühstück brechen wir auf, Rotzko.«

»Es wird alles bereit sein.«

»Vor dem Abstieg nach dem Tal der Sil werden wir jedoch einen Umweg über den Plesa machen.«

»Warum das, Herr Graf?«

»Oh, ich möchte das berühmte Karpathenschloß wenigstens einmal aus der Nähe sehen.«

»Was kann das aber nützen?«

»Es ist eben eine Laune, Rotzko, ein plötzlicher Einfall, der uns keinen halben Tag aufhalten wird.«

Rotzko schien etwas verstimmt über diesen Entschluß, der ihm so völlig zwecklos vorkam. Er suchte alles, was den jungen Grafen zu lebhaft an die Vergangenheit erinnern konnte, von diesem abzuhalten. Diesmal war das vergeblich, er begegnete heute einem unwiderruflichen Entschluß seines Herrn.

Franz fühlte sich wie durch einen unwiderstehlichen Einfluß zur Burg hingezogen. Ohne daß er sich darüber Rechenschaft gab, stand diese Anziehung vielleicht mit dem

Traum in Verbindung, in dem er das Klagelied La Stillas von der Stimme La Stillas gehört hatte.

Doch hatte er denn wirklich geträumt? Jetzt stellte er sich doch diese Frage, da ihm einfiel, daß in derselben Gaststube des ›König Mathias‹ der Versicherung der Leute nach schon einmal eine Stimme zu hören gewesen war – jene Stimme, deren Drohung Nic Deck so unklugerweise mißachtet hatte. Bei der geistigen Verfassung, in der der junge Graf sich befand, kann es deshalb nicht wunder nehmen, daß er sich zu dem Karpathenschloß begeben und wenigstens bis zum Fuß der alten Mauern emporsteigen wollte, doch ohne die Absicht, in jene einzudringen.

Selbstverständlich hielt es Franz von Telek für angezeigt, den Bewohnern von Werst gegenüber nichts von seiner Absicht verlauten zu lassen. Diese Leute wären imstande gewesen, sich an Rotzko heranzudrängen, um diesem jede Annäherung an die Burg auszureden, und darum hatte er seinem Diener streng untersagt, von seiner Absicht zu sprechen. Wenn man sie die Dorfstraße nach dem Siltal zu gehen sah, zweifelte sicher niemand daran, daß sie den Weg nach Karlsburg einschlagen wollten. Von der Höhe der Terrasse aus hatte er aber bemerkt, daß noch ein anderer Weg vom Fuß des Retyezat zum Rücken des Vulcan führte. Dadurch wurde es möglich, bis zum Kamm des Plesa hinaufzukommen, ohne das Dorf wieder zu berühren und folglich, ohne von Meister Koltz oder einem anderen gesehen zu werden.

Gegen Mittag und nachdem er ohne Widerspruch die etwas gepfefferte Rechnung des Gastwirtes beglichen – die ihm dieser mit dem verbindlichsten Lächeln übergab, rüstete sich Franz von Telek fortzugehen.

Meister Koltz, die hübsche Miriota, Magister Hermod, Doktor Patak, der Schäfer Frik und eine Anzahl anderer Dorfbewohner waren herbeigeströmt, um ihm Lebewohl zu sagen.

Selbst der junge Förster hatte sein Zimmer verlassen können, und man erklärte, daß er bald wieder ganz auf den Füßen sein werde – was der Ex-Krankenpfleger einzig seiner Kunst zuschrieb.

»Ich mache Ihnen mein Kompliment, Nic Deck«, wandte sich der Graf an diesen, »Ihnen und Ihrer Verlobten.«

»Und wir nehmen das mit herzlichem Dank an«, erwiderte das junge Mädchen, vor Glück errötend.

»Reisen Sie recht glücklich«, fügte der junge Förster hinzu.

»Ja, das wünschte ich auch«, antwortete Franz von Telek, dessen Stirn sich etwas verdüsterte.

»Wir möchten Sie auch noch bitten, Herr Graf«, ließ Meister Koltz sich vernehmen, »die Schritte nicht zu vergessen, die Sie bei der Polizei in Karlsburg tun wollten.

»Ich werde nichts vergessen, Meister Koltz«, versicherte Franz. »Sollte ich jedoch auf meiner Reise aufgehalten werden, so kennen Sie ja das einfache Mittel, sich Ihrer beunruhigenden Nachbarschaft zu entledigen, und dann wird ja das Schloß der guten Einwohnerschaft von Werst keine Angst mehr einflößen.

»Das ist wohl leicht gesagt . . . « murmelte der Magister.

»Und auch leicht getan«, entgegnete Franz. »Noch vor Ablauf von 48 Stunden können die Gendarmen mit allen Wesen, die sich nur in der Burg verbergen mögen, aufgeräumt haben.«

»Mit Ausnahme des Falles, daß das wirkliche Geister wären«, bemerkte der Schäfer Frik.

»Selbst in diesem Fall«, erklärte Franz mit kaum bemerkbarem Achselzucken.

»Wenn Sie uns damals begleitet hätten, Herr Graf«, warf Doktor Patak ein, »den Nic Deck und mich, dann würden Sie vielleicht nicht so sprechen!«

»Das sollte mich wundern, Doktor«, versetzte Franz, »und selbst wenn ich wie Sie mit den Füßen im Schloßgraben festgehalten worden wäre.«

»Mit den Füßen – ja, ja, Herr Graf, oder mit den Stiefeln! Und wenn Sie nicht gerade behaupten wollen, daß ich, bei dem Zustand, in dem ich mich befand, nur ... geträumt habe.«

»Ich behaupte gar nichts, werter Herr«, unterbrach ihn Franz, »und es fällt mir gar nicht ein, erklären zu wollen, was Ihnen unerklärlich vorkommt. Halten Sie sich jedoch versichert, daß die Stiefel der Gendarmen – wenn diese Leute dem Karpathenschloß einen Besuch abstatten –, daß deren Stiefel, die an Disziplin gewöhnt sind, sich nicht am Erdboden festwurzeln werden, wie Ihre.«

Nach dieser an den Doktor gerichteten Erklärung nahm der junge Graf noch einmal den Dank und die Huldigung des Wirtes vom ›König Mathias‹ entgegen, der sich »so geehrt fühlte, die Ehre gehabt zu haben, den hochzuverehrenden Herrn Franz von Telek usw.« Nachdem er dann noch Meister Koltz, Nic Deck, dessen Braut und den auf dem Platz versammelten Leuten einen letzten Gruß zugewinkt, gab er Rotzko ein Zeichen, und beide schritten rasch die Straße hinunter.

Nach kaum einer Stunde hatten Franz und sein Begleiter das rechte Ufer des Flusses erreicht, an dem entlang sie bis zur südlichen Wand des Retyezat hinwanderten.

Rotzko hatte darauf verzichtet, seinem Herrn gegenüber noch irgendeine weitere Bemerkung fallenzulassen.

Das wäre auch vergebliche Liebesmüh' gewesen. An militärischen Gehorsam gewöhnt, würde er schon bei der Hand sein, den jungen Grafen zurückzuhalten, wenn dieser sich etwa in ein gefährliches Abenteuer stürzte.

Nach zweistündiger Wanderung machten Franz und Rotzko halt, um ein wenig auszuruhen.

Hier, wo sie saßen, näherte sich die leicht nach rechts abweichende walachische Sil mit scharfer Biegung der Straße. Auf der anderen Seite und auf der Ausbuchtung des Plesa dehnte sich in der Entfernung einer halben Meile das Plateau des Orgall aus. Hier mußten sie also die Sil verlassen, da Franz den Bergrücken überschreiten wollte, um sich in Richtung Schloß zu halten.

Da sie vermieden, noch einmal durch Werst zu kommen, verlängerte dieser Umweg ihren Marsch etwa um das Doppelte der Entfernung, die das Schloß vom Dorf trennte.

Immerhin mußte noch heller Tag sein, wenn Franz und Rotzko auf der Hochfläche des Orgall ankamen. Der junge Graf behielt also Zeit genug, die Burg von außen zu besichtigen.

Schlugen sie dann den Rückweg durch Werst erst nach Anbruch des Abends ein, dann war zu erwarten, daß sie von niemandem gesehen würden. Die nächste Nacht wollte Franz übrigens in Livadzel, einem kleinen Flecken am Zusammenfluß der beiden Sil, zubringen, um am folgenden Tag nach Karlsburg weiterzuziehen.

Eine halbe Stunde ruhten sie aus. In seiner Erinnerung verloren und auch tief erregt durch den Gedanken, daß sich der Baron von Gortz möglicherweise im Innern dieses Schlosses vergraben habe, sprach Franz nicht ein einziges Wort.

Rotzko bedurfte aber der größten Selbstüberwindung, um ihm nicht zuzurufen: »Es ist unnütz, noch weiter zu gehen, Herr Graf! Kehren wir der verdamnten Burg den Rücken zu, und lassen Sie uns aufbrechen!«

Beide schritten nun weiter den Talweg entlang hin. Zuerst mußten sie dabei ein Baumdickicht durchmessen, in dem kein Fußpfad zu entdecken war. Da und dort zeigte der Erdboden schlüpfrigere Furchen, denn in dieser Regenzeit tritt die Sil nicht selten über die Ufer und rauscht in tollem Strom über das Land, das sie in einen Sumpf verwandelt. Dieser Umstand erschwerte natürlich das Fortkommen und erzeugte einigen Aufenthalt. So brauchten die Wanderer eine ganze Stunde, um die Straße auf dem Vulcan zu erreichen, der gegen 5 Uhr überschritten wurde.

Die rechte Seite des Plesa ist nicht mit den dicken Waldungen bedeckt, durch die Nic Deck sich nur mit der Axt hatte Bahn brechen können; dafür türmten sich ihnen hier Schwierigkeiten anderer Art entgegen. Da lagen Trümmerhaufen von Moränen, die beim Durchschreiten große Vorsicht erheischten, schroffe Niveauunterschiede, mächtige Steinwände und Blöcke mit unsicherer Unterlage, die gleich Steintischen der Alpengegenden aufragten – kurz, das ganze Durcheinander einer Anhäufung gewaltiger Felsenbruchstücke, die durch Lawinen vom Berggipfel herabgeworfen worden waren, ein wahres Chaos im schlagendsten Sinn des Wortes.

Um den Abhang unter diesen Verhältnissen zu erklimmen, kostete es noch eine gute Stunde tüchtiger Anstrengung. Es schien wirklich, als hätte sich das Karpathenschloß schon durch die Unwegsamkeit seiner Umgebung allein verteidigen können. Rotzko hoffte auch, vielleicht noch auf solche Hindernisse zu treffen, die sie unmöglich überwältigen könnten. Doch das erfüllte sich nicht.

Jenseits der Zone der Felsblöcke und Erdaushöhlungen wurde endlich der vordere Rand der Hochfläche des Orgall erreicht. Von hier aus zeigten sich die Formen des Schlosses ganz klar in der öden Umgebung, von der die Angst alle Bewohner des Landstrichs schon seit Jahren fernhielt.

Franz und Rotzko wollten von der nach Norden zu gerichteten Steinmauer der Burg an sie herankommen.

Waren Doktor Patak und Nic Deck an die östliche Verbindungsmauer der Bastionen gekommen, so kam das daher, daß sie die linke Seite des Plesa erklommen, den Nyad, einen anderen Bergbach und die auf den Bergrücken hinführende Straße links hatten liegen lassen. Die beiden Wege bildeten zusammen nämlich einen weit offenen Winkel, dessen Scheitelpunkt der Wartturm in der Mitte war. Von der Nordseite her wäre es übrigens ganz unmöglich gewesen, die Umfassungsmauer zu ersteigen, und hier gab es auch weder ein Tor noch eine Zugbrücke, die Verbindungsmauer erhob sich nur, den Unebenheiten der Bodenfläche folgend, steil zu großer Höhe.

Nun lag ja auch gar nichts daran, daß von hier aus jeder Zutritt unmöglich gemacht war, denn der junge Graf dachte ja nicht im geringsten daran, durch die Mauer der Burg vorzudringen.

Es war bereits halb 8, als Franz von Telek und Rotzko am äußeren Rand des Plateaus des Orgall anlangten. Vor ihnen erhob sich nun im Halbdunkel das trotzige Gemäuer, dessen Farbe mit der der Felsen der Plesa ziemlich verschwamm. Links machte die Umfassungsmauer einen scharfen Winkel, an dem eine Bastion vorsprang. Hier ragte über die mit Zinnen gekrönte Brustwehr hinaus die alte Buche, deren verdrehte Äste von der Gewalt des Südweststurms in dieser Höhe zeugten.

Der Schäfer Frik hatte sich wirklich nicht getäuscht. Wenn man der Legende Glauben schenkte, so versprach diese der alten Burg der Barone von Gortz nur noch einen Bestand von 3 Jahren.

Schweigend betrachtete Franz das Gesamtbild des von einem mächtigen Wartturm in der Mitte beherrschten Bauwerks. Hier unter diesem regellosen Steinhaufen verbargen sich sicher gewölbte, weite, jeden Laut wiedergebende Räume, Vorsäle, die Irrgänge bildeten, tief im Erdboden versenkte Verließe, wie sie in den alten Schlössern der Magyaren häufig anzutreffen sind. Keine andere Wohnstätte als dieser alte Rittersitz konnte dem letzten Sproß des Hauses von Gortz geeigneter erscheinen, sich in einer Vergessenheit zu begraben, deren Geheimnisse niemand zu enträtseln vermochte. Je mehr der junge Graf darüber nachdachte, desto mehr klammerte er sich an die Vorstellung, daß Rudolph von Gortz sich hinter die einsamen Wälle seines Karpathenschlosses geflüchtet habe.

Nichts verriet übrigens die Anwesenheit von Bewohnern im Innern des Wartturms. Kein Rauchwölkchen entstieg seinen Schornsteinen, kein Laut drang aus den fest

geschlossenen Fenstern. Nichts – nicht einmal der Schrei eines Vogels unterbrach die Totenstille dieser düsteren Wohnung.

Eine Zeitlang verschlang Franz mit fast gierigen Blicken diesen Mauerkranz, der einst von rauschenden Festen und Waffengeklirr widerhallte. Er schwieg aber, denn seine Gedanken bedrückten ihn allzu sehr, und wie ein Alp lag die Erinnerung auf seinem Herzen.

Rotzko, der seinen Herrn sich selbst zu überlassen wünschte, hatte sich etwas zur Seite begeben; er würde es nicht gewagt haben, den Grafen durch die kürzeste Bemerkung zu stören. Als die Sonne aber hinter der Bergmasse des Plesa versank, und der Schatten in das Tal der beiden Sil einzog, da zögerte er nicht länger.

»Herr Graf«, begann er, »es ist bereits Abend geworden. Es wird bald 8 Uhr sein.«

Franz schien ihn gar nicht zu hören.

»Es ist Zeit aufzubrechen«, fuhr Rotzko fort, »wenn wir nach Livadzel kommen wollen, ehe man dort die Gasthöfe schließt.«

»Noch einen Augenblick, Rotzko. Ja, in einem Augenblick bin ich bereit«, antwortete Franz.

»Wir brauchen eine gute Stunde, gnädiger Herr, ehe wir die Straße auf dem Berg wieder erreichen, und da es dann völlig finster ist, werden wir auf diesem Weg nicht bemerkt werden.«

»Noch einige Minuten«, sagte Franz, »dann begeben wir uns zum Dorf hinab.«

Der junge Graf war nicht von dem Platz gewichen, den er von Anfang an auf dem Plateau des Orgall eingenommen hatte.

»Vergessen Sie nicht, gnädiger Herr«, ergriff Rotzko wieder das Wort, »daß es in finsterner Nacht schwierig sein wird, mitten durch das Felsengewirr zu gehen. Sind wir doch bei hellem Tag nur mit Mühe hindurch gekommen. Sie werden verzeihen, wenn ich dränge.«

»Ja, brechen wir auf, Rotzko. Ich folge dir.«

Es schien jedoch, als würde Franz unabänderlich vor der Burg zurückgehalten, vielleicht durch eine jener geheimen Ahnungen des Herzens, die niemand zu erklären vermag. War er denn etwa auch am Boden festgewurzelt, wie es der Doktor Patak im Wallgraben gewesen sein wollte? Nein, seine Füße waren von jeder Fessel, von jeder Falle frei. Er konnte auf der Hochfläche hin und her gehen und wenn er's gewollt, hätte er das Schloß am Rand der äußeren Böschung hin ungehindert umkreisen können.

Vielleicht wollte er das doch?

Das dachte wohl auch Rotzko, denn er sagte wenigstens zum letzten Mal: »Kommen Sie nun, Herr Graf?«

»Ja, ja«, antwortete Franz.

Dennoch blieb er unbeweglich stehen.

Schon war es dunkel auf der Hochfläche des Orgall. Der wachsende Schatten des Bergstocks, der immer weiter nach Süden vordrang, umhüllte das gesamte Bauwerk, dessen Umrisse sich nur noch als unbestimmte Silhouette darstellten.

Flammte jetzt nicht hinter den schmalen Fenstern des Wartturms ein Lichtschein auf, so mußte überhaupt bald nichts mehr erkennbar sein.

»Gnädiger Herr. Kommen Sie doch!« mahnte Rotzko.

Franz rührte sich endlich, ihm zu folgen, als hinter der Bastionsmauer, wo die sagenhafte Buche stand, eine Gestalt sichtbar wurde.

Franz hielt an und starrte auf die Erscheinung, deren Umrise allmählich deutlicher wurden.

Es war eine Frau mit aufgelöstem Haar, ausgestreckten Armen und in ein langwallendes Gewand gehüllt.

War dieses Kostüm aber nicht dasselbe, das La Stilla in der letzten Szene des ›Orlando‹ getragen, wo Franz sie zum letzten Mal gesehen hatte?

Ja, das war La Stilla, die dort regungslos dastand, die Arme nach dem jungen Grafen ausstreckte und den durchdringenden Blick auf ihn gerichtet hielt.

»Sie! Sie!« rief er außer sich.

Vorwärts stürmend, wäre er gewiß bis zum Fuß der Mauer hinuntergerollt, wenn Rotzko ihn nicht zurückgehalten hätte.«

Da verschwand plötzlich die Erscheinung. Kaum eine Minute lang hatte sich La Stilla ihm gezeigt.

Immerhin! Eine Sekunde hätte für Franz hingereicht, sie zu erkennen. Da entragen sich ihm die Worte: »Sie – sie – und lebend!«

12. KAPITEL

War das möglich? La Stilla, die Franz von Telek niemals wieder zu sehen glaubte, war ihm hier auf dem Boden der Bastion erschienen! Es war keine Augentäuschung gewesen, denn Rotzko hatte sie ja gesehen, wie er selbst. Das war sie, die große Künstlerin, bekleidet mit dem Kostüm der

Angelica, in dem sie sich dem Publikum in der Abschiedsvorstellung des San Carlo-Theaters in Neapel zum letzten Mal gezeigt hatte!

Vor den Augen des jungen Grafen leuchtete die furchtbare Wahrheit auf. Diese angebetete Frau, die die Gräfin Telek hatte werden sollen, wurde seit 5 Jahren hier in den transsilvanischen Bergen eingekerkert gehalten! Die, die Franz auf der Bühne tot niederfallen sah, lebte also doch noch! Während man ihn selbst halb tot zu dem Hotel zurückgebracht, hatte der Baron Rudolph zu ihr zu dringen, sie aufzuheben und mit sich nach seinem Karpathenschloß zu entführen vermocht, und nur einem leeren Sarg war am nächsten Tag die Volksmenge nach dem Campo Santo Nuovo gefolgt!

All das erschien ja unglaublich, unannehmbar und widerstritt am Ende dem gesunden menschlichen Verstand. Das grenzte an ein Wunder, war allzu unwahrscheinlich, und Franz hätte sich das immer und immer wieder sagen sollen. Ja sicher! Doch eine Tatsache blieb immer bestehen: La Stilla war von dem Baron von Gortz entführt worden, da sie jetzt hier in der Burg war! Sie lebte auch, er hatte sie ja über der Mauer erblickt! Das schien unumstößlich sicher.

Nichts destoweniger suchte der junge Graf seine verwirrten Gedanken wieder zu ordnen, die sich übrigens zuletzt auf den einen zuspitzten: Rudolph von Gortz seine Stilla, die seit 5 Jahren im Karpathenschloß gefangen saß, wieder zu entreißen!

»Rotzko«, begann Franz mit keuchender Stimme, »hör mich an! – Vor allem versteh mich richtig, denn mir scheint, ich könnte den Verstand verlieren.«

»Herr Graf, mein lieber, gnädiger Herr!«

»Um jeden Preis muß ich zu ihr, zu ihr vordringen! Und das noch heute abend.«

»Nein, lieber morgen ... «

»Heut' abend, sag ich dir! Sie ist hier, hat mich gesehen wie ich sie. Sie erwartet mich.«

»Nun gut, ich werde Ihnen folgen.«

»Nein! Ich gehe allein.«

»Allein?«

»Ja.«

»Wie werden Sie aber in die Burg dringen können, wo es nicht einmal Nic Deck gelungen ist?«

»Ich komme hinein, sag ich dir.«

»Das einzige Tor ist geschlossen.«

»Für mich wird's das nicht sein. Ich werde eine Bresche suchen, werde sie finden. Ich komme hinein.«

»Sie wollen also nicht, daß ich Sie begleite, Gnädiger Herr? Sie wollen das wirklich nicht?«

»Nein, wir werden uns trennen, und nur wenn wir das tun, wirst du mir nützen können.«

»Ich soll Sie also hier erwarten?«

»Nein, Rotzko.«

»Wohin soll ich denn gehen?«

»Nach Werst. Doch nein, nicht nach Werst«, antwortete Franz. »Die Leute da brauchen nichts zu erfahren. Geh in das Dorf Vulcan, wo du die Nacht bleiben magst. Siehst du mich morgen nicht wieder, verläßt du Vulcan noch am Vormittag. Das heißt, nein, warte einige Stunden länger. Dann begib dich nach Karlsburg. Dort wirst du dem Polizeidirektor Bericht erstatten. Du erzählst ihm alles. Endlich komm mit Hilfsmannschaften hierher zurück. Wenn's sein muß,

mag die Burg gestürmt werden. – Oh, befreie sie! Allmächtiger Gott – sie – und lebend – in der Gewalt Rudolphs von Gortz!«

Während der junge Graf die mehrmals unterbrochenen Worte hervorstieß, bemerkte Rotzko, wie die Überreizung seines Herrn zunahm und sich in den ungeordneten Empfindungen eines Mannes Bahn brach, der seiner nicht mehr Herr ist.

»Geh! Rotzko!« rief er zum letztenmal.

»Sie wollen es?«

»Ich befehle es dir!«

Diesem Zwang gegenüber hatte Rotzko nur noch zu gehorchen. Übrigens war Franz schon weitergegangen und die Dunkelheit entzog ihn den Blicken des treuen Dieners.

Einige Minuten verweilte Rotzko, der sich nicht zum Fortgehen entschließen konnte, noch an derselben Stelle. Dann kam ihm der Gedanke, daß alle Bemühungen seines Herrn doch unnütz sein würden, da er nicht über oder durch die Mauer könne, daß er nach dem Dorf Vulcan werde umkehren müssen. Vielleicht morgen ... vielleicht noch heute nacht; dann würden sie beide nach Karlsburg gehen, und was weder Franz noch der Förster auszuführen vermochten, das würde er mit der Polizeimannschaft erzwingen. Er würde sich Rudolphs von Gortz bemächtigen, ihm die unglückliche Stilla entreißen. Man würde das ganze Karpathenschloß durchsuchen, nicht einen Stein, wenn's sein mußte, übersehen, und wenn alle Teufel der Hölle darin hausten, die Burg zu verteidigen.

Rotzko stieg nun wieder den Abhang von der Hochfläche des Orgall hinab, um den Weg über den Rücken des Vulcan einzuschlagen.

Franz hatte inzwischen, indem er dem Rand der Außenböschung folgte, schon die Winkelbastion, die die rechte Seite des Schlosses deckte, umgangen.

Tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn. Jetzt hegte er keinen Zweifel mehr bezüglich der Anwesenheit des Baron Rudolph von Gortz in der Burg, da La Stilla ja hier eingeschlossen war. Nur er konnte darin sein. La Stilla am Leben! Wie würde Franz aber zu ihr gelangen, wie sie aus dem Schloß entführen können?

Er wußte es nicht, und doch mußte es sein – und es würde geschehen. Die Hindernisse, die Nic Deck nicht zu besiegen vermochte, er würde sie überwinden. Ihn trieb ja nicht nur die Neugier in diese Ruinen, die Leidenschaft war es, seine Liebe zu der Frau, die er hier lebendig wiederfand, nachdem er sie für tot gehalten, und die er Rudolph von Gortz entreißen mußte!

Franz begriff wohl, daß er nirgends anders Zugang finden werde, als durch die südliche Verbindungsmauer, in der sich das Ausfallstor mit der Zugbrücke davor befand. Da es ihm gar nicht in den Sinn kam, die hohen Mauern erklimmen zu wollen, wanderte er auf dem Plateau des Orgall weiter und weiter, bis er die Eckbastion hinter sich hatte.

Am Tag würde das keine besonderen Schwierigkeiten geboten haben. In tiefdunkler Nacht – der Mond war noch nicht aufgegangen – in einer Nacht, die durch die sich um die Höhen ansammelnden Nebelwolken nur noch finsterner wurde, war es mehr als tollkühn. Der Gefahr, einen falschen Tritt zu tun und dadurch in den tiefen Graben

hinabzustürzen, reihte sich noch die weitere an, gegen unsicher gestützte Felsblöcke zu stoßen und diese vielleicht zum Umstürzen zu bringen.

Franz drang immer weiter vor und hielt sich so nah wie möglich an die Zickzacklinie der äußeren Böschung, tastete dabei mit Hand und Fuß, um sicher zu sein, daß er nicht davon abirre. Von übermenschlicher Kraft getragen, fühlte er sich auch wie durch einen merkwürdigen Instinkt geleitet, der ihn nicht irreführen konnte.

Jenseits der Bastion dehnte sich die südliche Zwischenmauer aus, mit der die Brücke, wenn sie nicht aufgezogen war, die Verbindung herstellte.

Von dieser Bastion aus schienen sich die Hindernisse jedoch zu vervielfältigen. Zwischen den gewaltigen Felsstücken, die das Plateau bedeckten, der Außenböschung weiter zu folgen, war nicht mehr ausführbar, und er mußte jetzt weiter davon zurückweichen. Der freundliche Leser denke sich etwa einen Mann inmitten des Steinfelds von Carnac, dessen Dolmen und Menhire ohne Ordnung umhergestreut wären. Und dazu kein Merkzeichen, um sich danach zu richten, kein Lichtschein in der finsternen Nacht, die den Giebel des Wartturms völlig verschwinden ließ.

Franz drang trotzdem weiter vor, indem er hier einen Felsblock erkletterte, der ihm den Weg völlig versperrte, dort mit zerrissenen Händen zwischen den Steinen hinkroch, während ihm mehrere Seeadler um den Kopf flatterten, die mit scharfem Kreischen aus ihren Schlupfwinkeln flohen.

Ach, warum ertönte die Glocke der alten Kapelle jetzt nicht, wie sie Nic Deck und dem Doktor entgegengeklungen hatte? Warum flammte über den Zinnen des Wartturms

nicht das blendende Licht auf, das jene beiden beleuchtet hatte? Er wäre jetzt dem Klang, wäre dem Lichtstrahl nach vorgedrungen, wie der Seemann sich von dem Klang des Nebelhorns oder dem Blitzen des Leuchtturms leiten läßt.

Vergeblicher Wunsch! Ringsum nichts als die finstere Nacht, die sein Auge kaum einige Schritte weit zu durchdringen vermochte.

Das dauerte etwa eine Stunde. An der merkbaren Neigung des Erdbodens nach links zu sah Franz, daß er sich verirrt hatte, vielleicht war er schon tiefer als das Ausfallstor hinuntergeraten, vielleicht über die Zugbrücke hinausgegangen.

Er machte halt, stampfte mit dem Fuß und rang die Hände, unsicher, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Und dabei packte ihn eine wahnsinnige Wut bei dem Gedanken, nun doch wohl bis Tagesanbruch warten zu müssen. Dann wurde er jedoch von den Insassen der Burg bemerkt, konnte er sie nicht überraschen. Rudolph von Gortz würde schon auf der Hut sein.

In der Nacht, noch in der heutigen Nacht mußte er durch die Umfassungsmauer eindringen, und jetzt hatte Franz in der Dunkelheit überhaupt jede Richtung verloren!

Da entfuhr ihm ein Schrei – ein Aufschrei der Verzweiflung.

»Stilla«, rief er, »meine – meine Stilla!«

Ihm däuchte, als müsse die Gefangene ihn hören, als müsse sie ihm antworten können.

Wohl 20 Mal wiederholte er den geliebten Namen, den die Echos des Plesa zurückgaben.

Plötzlich leuchtete Franz etwas in die Augen. Ein Lichtschein strich durch das Dunkel, hell, glänzend. Ein Strahl, dessen Quelle in einiger Höhe liegen mußte.

»Das ist die Burg – da!« rief er sich zu.

Nach der Richtung, in der jener Strahl in die Nacht hinauschoß, konnte er in der Tat nur von dem Wartturm in der Mitte ausgegangen sein.

Bei seinem hocherregten Zustand zweifelte Franz keinen Augenblick, daß es La Stilla war, die ihm diese Hilfe sandte. Jedenfalls hatte auch sie ihn erkannt, als er die Geliebte auf der Eckbastion sah.

Und jetzt war sie es, die ihm dieses Zeichen gab, sie, die ihm den Weg wies, auf dem er zum Tor gelangen konnte.

Franz folgte jenem Licht, das an Helligkeit noch zunahm, je mehr er sich ihm näherte. Da er auf dem Plateau des Orgall zu weit nach links gegangen war, mußte er jetzt etwa 20 Schritte nach rechts machen und entdeckte dann nach einigem Umhertasten wieder den Rand der äußeren Grabenböschung.

Der Lichtglanz fiel ihm direkt ins Gesicht und seine Höhe ließ annehmen, daß er aus einem der Fenster des Wartturms hervorging.

Franz sah sich nun bald den letzten, allerdings unübersteiglichen Hindernissen gegenüber.

Da das Tor geschlossen und die Brücke aufgezogen war, mußte wohl auch er zum Fuß der Zwischenmauer hinunterklettern. Was begann er dann aber vor einer Mauer, die 40 bis 50 Fuß fast senkrecht aufstieg?

Franz ging zu der Stelle, wo die gesenkte Zugbrücke auflag, als er plötzlich ein Geräusch hörte, das ihm verriet, daß das Schloß des Tors geöffnet wurde.

Auch die Zugbrücke fiel langsam und knarrend herab.

Ohne einen Augenblick der Überlegung stürmte Franz auf die noch schwankende Bahn der Brücke und legte die Hand an das Tor.

Dessen schwerer Flügel gab dem Druck nach.

Franz trat eiligen Schrittes in das dunkle Gewölbe über ihm. Kaum aber ein kleines Stück weitergekommen, da hob sich die Brücke wieder und schlug geräuschvoll an die Torpfeiler an.

Graf Franz von Telek war im Karpathenschloß gefangen.

13. KAPITEL

Die Bewohner Siebenbürgens und die Reisenden, die den Vulcanrücken hinauf oder hinuntergingen, kannten das Karpathenschloß nur nach seiner äußeren Erscheinung. Bei der respektvollen Entfernung, in der das Gefühl der Furcht auch die mutigsten Männer im Dorf zurückhielt, erscheint es ja nur als der ungeheure Steinhaufen einer in Ruinen liegenden Burg.

Innerhalb der Umfassungsmauer war die Burg jedoch keineswegs so zerfallen, wie man hätte annehmen können; durch das feste Mauerwerk geschützt, hätten die unversehrte gebliebenen Gebäude des alten Rittersitzes noch einer ganzen Besatzung Unterkommen gewähren können.

Große gewölbte Galerien, tiefe Höhlen, verzweigte Gänge, Höfe, deren Steinbelag allerdings unter wucherndem Gras und Unkraut verschwand, unterirdische Festungsräume, in die niemals ein Strahl des Tageslichts eindrang, geheime Treppen, die im dicken Mauerwerk selbst ausgespart waren, Kasematten mit schwacher Beleuchtung durch die

Schießscharten der Zwischenmauer, in der Mitte ein dreistöckiger Wartturm mit noch recht gut bewohnbaren Zimmern und einer Plattform mit Zinnenrand darüber, zwischen den verschiedenen Baulichkeiten endlose, in allen Richtungen verlaufende Gänge, wie Stollen eines Bergwerks, die hier nach den Bastionen hinauf und dort wieder bis tief in den Unterbau hinabführten, hier und da auch eine Zisterne, worin sich das Regenwasser sammelte, dessen Überschuß zum Nyad abfloß, endlich lange Tunnel, die nicht, wie man hätte glauben können, von Geröll verstopft, sondern noch bis zur Bergstraße des Vulcan hinabführten, das war das Karpathenschloß, dessen Plan und Anlage sich als fast nicht weniger verwickelt erwiesen als die Labyrinth des Porsenna oder jene auf Lemnos und auf Kreta.

Wie den Theseus, als er die Tochter des Minos gewinnen wollte, so war es auch ein mächtiges, unwiderstehliches Gefühl, das den jungen Grafen durch die unzähligen Irrgänge der Burg trieb. Würde er auch den Ariadnefaden finden, der den griechischen Helden den Rückweg angab?

Franz hatte nur den einen Gedanken gehabt, durch die Umfassungsmauer zu dringen, und das war ihm ja gelungen. Vielleicht hätte ihm dabei auffallen sollen, daß die – soweit bekannt stets aufgezugene – Brücke scheinbar ganz allein dazu herabzugleiten schien, ihm den Eintritt zu ermöglichen! Ebenso hätte es ihn wohl beunruhigen müssen, das Tor sich hinter ihm urplötzlich schließen zu sehen, doch an dergleichen dachte er gar nicht. Er befand sich endlich in dem Schloß, wo Rudolf von Gortz La Stilla zurückhielt, und er war bereit sein Leben zu opfern, wenn er nur bis zu ihr vordringen konnte.

Die breite, hohe und flachgewölbte Galerie, in der Franz jetzt hinging, lag im allertiefsten Dunkel, und teilweise verschobene oder gesprungene Steinplatten des Bodens machten das Vorwärtskommen darauf sehr unsicher.

Franz näherte sich der linken Wand und folgte ihr, indem er mit der linken Hand daran hinstreifend, den ausgeschwitzten Salpeter daran abblätterte. Nicht das geringste Geräusch war zu hören außer dem seiner eigenen Schritte, die weithin widerhallten. Ein warmer Luftstrom, dem sich widerlicher Modergeruch beimischte, traf ihn von hinten, als ob am anderen Ende der Galerie die Luft daraus kräftig abgesaugt würde.

Nachdem er an einem, einen nach links abweichenden Winkel verstärkenden Strebepfeiler vorübergekommen war, schrumpfte die Galerie mehr zu einem engen Gang zusammen. Mit ausgestreckten Armen konnte er auf beiden Seiten die Wand erreichen.

So drang er mit vorgebeugtem Körper und mit Hand und Fuß den Weg untersuchend weiter vor und suchte sich vor allem zu vergewissern, ob der Gang sich in gerade Richtung verlängerte.

Etwa 200 Schritte von jenem Eckpfeiler erkannte Franz, daß diese Richtung mehr nach links abwich und noch 50 Schritt weiter fast die entgegengesetzte wurde. Allerdings konnte er sich nicht darüber klar werden, ob der Gang nach der Zwischenmauer der Burg oder nach dem Fuß des Wartturms hin verlief.

Franz versuchte seinen Schritt zu beschleunigen, jeden Augenblick aber sah er sich aufgehalten durch eine Unebenheit des Erdbodens, gegen die er anstieß, oder durch eine scharfe Biegung, die seine Richtung änderte. Dann

und wann entdeckte er auch eine die Wand durchbrechende Öffnung, die in Seitengänge führte. Das ganze war und blieb aber dunkel, unübersichtlich, und vergeblich suchte er sich in diesem Labyrinth, einem wahren Maulwurfsbau, zu orientieren.

Mehrmals mußte Franz, weil er sich in eine Art Sackgasse verirrt hatte, überhaupt wieder umkehren, und besonders hatte er zu fürchten, daß vielleicht eine nicht fest schließende Falltür unter seinen Füßen nachgeben könnte und daß er in ein tiefes Verließ hinabstürzte, aus dem es für ihn kein Entweichen mehr gegeben hätte. Sobald er daher unter sich hohl klingende Planken fühlte, drängte er sich stets dicht an der Mauer hin, doch immer vorwärts mit einem Feureifer, der ihm zum weiteren Überlegen gar keine Muße ließ.

Da Franz auf dem ganzen Weg noch nie auf oder abwärts gegangen war, befand er sich voraussichtlich in gleicher Bodenhöhe mit den verschiedenen Innenhöfen, die zwischen den Einzelwerken der Umwallung ausgespart lagen, und er durfte annehmen, daß der Gang schließlich im Warturm, vielleicht an dessen Treppe ausmünden werde.

Unzweifelhaft mußte doch zwischen dem Tor und den Gebäuden der Burg ein näherer Weg vorhanden sein.

Zur der Zeit, wo die Familie von Gortz hier wohnte, lag doch keine Notwendigkeit vor, beim Aus oder Eingehen einen solchen gedeckten Gang zu benutzen. Eine zweite Tür, dem Ausfallstor gegenüber, führte wirklich zu dem Waffenoder Turnierplatz, in dessen Mitte sich der Warturm erhob. Diese Tür war aber schon längst vermauert gewesen, so daß Franz nicht einmal ihre Stelle entdecken konnte.

Bereits eine Stunde war verflossen, seit der junge Graf auf gut Glück durch jene Irrwege vordrang, wobei er stets auf ein etwaiges entferntes Geräusch lauschte, den Namen La Stillas aber nicht zu rufen wagte, da er befürchtete, daß die hier eingeengten Schallwellen ihn bis zu den Stockwerken des Wartturms tragen könnten. Ohne jedoch den Mut zu verlieren, wollte er weiter vordringen, solange ihm die Kraft nicht versagte, oder nicht ein unüberwindliches Hindernis seinen Schritten halt gebot.

Wenn er es auch anfangs nicht bemerkte, stand Franz doch nah am Ende seiner Kräfte. Seit seinem Weggang aus Werst hatte er ja nichts zu sich genommen und litt jetzt Hunger und Durst. Seine Schritte wurden unsicher, und seine Knie schwankten. In der feuchtwarmen Kellerluft keuchte er nur noch, statt zu atmen, und das Herz pochte ihm zum Zerspringen.

Es mochte gegen 9 Uhr sein, als Franz, den einen Fuß vorsetzend, keinen Boden mehr unter sich fühlte.

Er bückte sich und fand mit der Hand eine nach unten führende Stufe und nach dieser eine zweite.

Hier war also eine Treppe.

Führte diese nun unter die Grundmauern des Schlosses, und hatte sie vielleicht keinen Ausgang?

Franz zögerte doch nicht, darauf hinunterzusteigen, und zählte die Stufen, die gegen die Richtung des Gangs mehr seitwärts hinführten.

So überschritt er 77 Stufen und erreichte dann wieder den waagrechten Gang, der sich in vielfachen dunklen Umwegen verlor.

Noch eine halbe Stunde wanderte Franz dahin, bis er von Ermüdung überwältigt stehenblieb, gerade als 200 bis 300 Fuß weiterhin ein schwacher Lichtschein sichtbar wurde.

Doch woher kam dieser Schein? War es nur ein natürliches Phänomen, das Gas eines Irrlichts, das sich in dieser Tiefe entzündet hatte? Oder nicht eher eine Laterne, die einer der Burgbewohner trug?

»Sollte sie es sein?« murmelte Franz.

Er erinnerte sich jetzt, daß ihm schon ein Lichtschein aufgeblitzt war, um ihm den Eingang ins Schloß zu zeigen, als er zwischen den Felsmassen des Orgallplateaus umherirrte. Und wenn es La Stilla gewesen war, die ihm jenes Licht von den Fenstern des Wartturms aus gezeigt hatte, konnte es nicht wiederum sie sein, die ihn jetzt durch die Windungen und Biegungen des Schloßgrundes zu leiten suchte?

Kaum seiner Sinne Meister, bückte sich Franz und starrte nach der hellen Stelle, ohne jedoch sonst eine Bewegung zu machen.

Mehr eine Art verbreiteter Schein als ein einzelner Lichtpunkt schien dort ein unterirdisches Gewölbe matt zu erhellen.

Schnell entschloß sich Franz weiterzukriechen, denn seine Füße vermochten ihn kaum noch zu tragen, und nachdem er durch eine enge Öffnung gekommen war, fiel er an der Schwelle des engen Gelasses nieder.

Dieser verhältnismäßig gut erhaltene Raum von 12 Fuß Höhe bildete einen Kreis von ziemlich gleichem Durchmesser. Seine Gewölberippen, die an Kapitellen von acht Säulen aufgelegt waren, strahlten nach einem in der Mitte herabhängenden Schlußstein zusammen, und an diesem hing wieder eine Glaslampe, die einen grünlichen Schein

ausstrahlte. Gegenüber der Tür und zwischen den Pfeilern ausgebrochen, befand sich noch eine zweite Tür, die aber geschlossen war und an der die verrosteten Köpfe großer Nägel die Stelle bezeichneten, wo auf der anderen Seite das Schloß befestigt war.

Franz erhob sich, schleppte sich nach jener anderen Tür und versuchte, deren schwere Flügel zu erschüttern.

Sein Bemühen erwies sich als fruchtlos.

Einige von der Zeit benagte Möbelstücke standen in der Höhle; hier ein Bett oder vielmehr eine Lagerstätte aus Eichenkernholz, auf der sich einige Decken und Kissen befanden; dort ein Schemel mit gedrehten Füßen und ein mit Bandeisen an der Wand befestigter Tisch. Auf dem Tisch wieder standen verschiedene Geräte; ein Krug mit Wasser, ein Teller mit einem tüchtigen Stück kaltem Fleisch und ein großer Laib Brot, das schon mehr dem gewöhnlichen Schiffszwieback ähnelte.

All diese Vorbereitungen deuteten wieder darauf hin, daß ein Bewohner dieser Höhle oder eigentlich ein Gefangener in diesem Kerker erwartet worden war. War nun Franz von Telek dieser Gefangene, der sich durch List hatte hierher verlocken lassen?

Im Wirrwarr seiner Gedanken dachte Franz hieran mit keiner Silbe. Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, verzehrte er die auf dem Tisch vorhandenen Nahrungsmittel und löschte den brennenden Durst aus dem Wasserkrug; dann sank er auf das grobe Bett, wo ihn einige Minuten der Rast doch wenigstens etwas kräftigen mußten.

Als er aber seine Gedanken zu sammeln versuchte, zer-rannen ihm diese wie Wasser, das er in der Hand gehalten hatte.

Sollte er nun den Tag abwarten, um seine Nachforschungen wieder aufzunehmen? War seine Willenskraft jetzt nicht so sehr herabgesetzt, daß er die Herrschaft über jede Handlung ganz verlor?

»Nein!« sprach er für sich, »ich warte nicht! Nach dem Turm – noch diese Nacht muß ich nach dem Wartturm gelangen!«

Da erlosch plötzlich das künstliche Licht, das die im Deckenschlußstein hängende Lampe bisher verbreitet hatte, und die Höhle lag in tiefster Finsternis.

Franz wollte sich erheben. Es gelang ihm nicht, und sein Denkvermögen schlummerte ein oder, richtiger, es stand plötzlich still, wie der Zeiger einer Uhr, deren Feder gesprungen ist. Das war ein seltsamer Schlaf, mehr eine erdrückende Erstarrung, eine völlige Vernichtung des Seins, die eine innere Beruhigung nicht aufkommen lassen konnte.

Wie lange dieser Schlaf gedauert hatte, konnte Franz, als er daraus erwachte, nicht abschätzen. Seine inzwischen stehengebliebene Uhr zeigte ihm nicht mehr die Stunde. Die Höhle war aber jetzt wieder mit mattem Licht erfüllt.

Franz verließ das Lager und tat einige Schritte zu der ersten Tür; sie stand noch immer offen; – dann zu der zweiten, die war geschlossen wie vorher. Er wollte jetzt nachdenken, doch das gelang ihm nur mit Mühe.

War sein Körper vom Vortag her noch von der Anstrengung erschöpft, so fühlte er heute eine merkwürdige Leere, einen belästigenden Druck im Kopf.

»Wie lange mag ich geschlafen haben?« fragte sich Franz.
– »Ist es jetzt Tag oder Nacht?«

Im Innern der Höhle war nichts verändert, außer daß das Licht wieder brannte und eine unsichtbare Hand die Speisen erneuert und den Krug wieder mit klarem Wasser gefüllt hatte.

Demnach mußte also doch jemand hier gewesen sein, während Franz in wahren Totenschlummer lag! Es mußte andern bekannt sein, daß er sich hier in der Tiefe unter der Burg befand! Er war in der Gewalt des Baron Rudolph von Gortz. Und vielleicht gar verdammt, nie wieder mit seinesgleichen in Berührung zu kommen?

Das schien doch kaum glaublich, und im übrigen würde er fliehen, da er das noch konnte, würde er auch den Rückweg nach dem Ausfallstor wiederfinden und das Schloß verlassen.

Verlassen? Da erinnerte er sich, daß sich das Tor ja hinter ihm geschlossen hatte.

Nun, dann wollte er die Umfassungsmauer zu erreichen suchen, sich durch eine der engen Schießscharten zwängen, versuchen an der Außenseite hinabzugleiten, um jeden Preis aber müsse er vor Ablauf einer Stunde aus dem Schloß entwichen sein.

Doch La Stilla. Sollte er denn darauf verzichten, bis zu ihr vorzudringen? Sollte er fortgehen, ohne sie Rudolph von Gortz entrissen zu haben?

Nein! Und wenn er dieses Ziel jetzt nicht erreichte, dann wollte er, mit der Hilfsmannschaft, die Rotzko von Karlsburg rufen sollte, seine Absicht doch erzwingen. Dann sollte die Burg erstürmt und vom Grund bis zum Dachfirst durchsucht werden!

Nach dieser Erwägung handelte es sich nur um schleunigste Durchführung seines Entschlusses.

Franz erhob sich, eilte auf den Gang zu durch den er hierhergekommen war – doch horch! da erklang hinter der zweiten Tür der Höhle ein leises Geräusch.

Das waren unzweifelhaft Schritte, die näher herankamen.

Franz preßte das Ohr an die Türfüllung und lauschte mit angehaltenem Atem.

Die Schritte wiederholten sich in regelmäßigen Abständen, als ob jemand langsam eine Treppe herunterkäme. Gewiß befanden sich jenseits der Tür wieder Stufen, über die man aus dieser Höhle in den inneren Schloßhof gelangte.

Um gegen jede Überraschung gesichert zu sein, zog Franz das Messer aus der Scheide, die an seinem Gürtel hing, und packte es fest mit der Hand.

Wenn es einer der Diener des Barons von Gortz war, der bei ihm einträte, so wollte er sich über diesen werfen, ihm die Schlüssel entreißen und jede Verfolgung unmöglich machen; dann gedachte er unter Benutzung dieses freien Ausgangs nach dem Wartturm vorzudringen.

War es aber der Baron von Gortz selbst – und ihn erkannte er sicherlich wieder, nachdem er den Mann in dem Augenblick gesehen hatte, wo La Stilla auf der Bühne des San Carlo-Theaters niedersank – so wollte er ihn ohne Mitleid niederstoßen.

Inzwischen waren die Schritte bis zu dem Absatz, der die äußere Schwelle bilden mochte, nahe gekommen.

Ohne sich zu rühren, wartete Franz, daß die Tür aufgehen würde.

Sie öffnete sich aber nicht, dagegen drang eine unendlich sanfte Stimme an das Ohr des jungen Grafen.

Das war die Stimme La Stillas – ja, nur ein wenig schwächer, doch mit all dem Liebreiz, der Geschmeidigkeit, den einschmeichelnden Modulationen der höchsten Kunst des Gesangs, die mit der Künstlerin gestorben zu sein schienen.

La Stilla wiederholte das Klagelied, das Franz schon einmal in Schlaf gewiegt hatte, als er im Gastzimmer des ›König Mathias‹ in Werst saß.

*Nel giardino de' mille fiori,
Andiamo mio cuore . . .*

Diese Töne drangen Franz bis in die tiefste Seele. Er saugte sie ein, er trank sie wie einen Göttertrank, während La Stilla ihn zu rufen schien, ihr zu folgen, denn sie wiederholte:

Andiamo, mio cuore . . . andiamo

Und doch ging die Tür nicht auf, um ihn herauszulassen! Sollte er also trotzdem nicht zu Stilla kommen, sie in seine Arme schließen und aus der Burg entführen können?

»Stilla, meine geliebte Stilla!« rief er schmerzbewegt.

Er warf sich gegen die Tür – sie widerstand seinen Anstrengungen.

Der Gesang schien bereits leiser zu werden – die Stimme zu erlöschen – die Schritte sich zu entfernen.

Niederkniend suchte Franz die Flügel aus den Haspen zu heben; er zerriß sich die Hand an dem Eisenbeschlag und rief unausgesetzt nach La Stilla, deren Stimme kaum noch hörbar war.

Da durchzuckte ihn gleich einem Blitz ein entsetzlicher Gedanke.

»Wahnsinnig!« schrie er, »sie ist wahnsinnig, da sie mich nicht wiedererkennt und mir nicht geantwortet hat! Seit 5

langen Jahren hier eingeschlossen – in der Gewalt dieses Mannes. Meine arme Stilla, sie hat den Verstand verloren.«

Da sprang er wieder auf; ihm flirrte es vor den Augen und er warf sich hin und her.

»Auch ich – ichühl' es, daß ich den Verstand verliere!« wiederholte er. »Ichühl' es, daß ich wahnsinnig werde – wahnsinnig wie sie.«

Wie ein Raubtier in seinem Käfig irrte er in der Höhle hin und her.

»Nein!« rief er dann, »nein! Ich darf nicht den Kopf verlieren. Ich muß fort aus dieser Burg. Ich werde hinauskommen!«

Jetzt stürmte er auf die erste Tür zu.

Sie hatte sich geräuschlos geschlossen.

Franz hatte es nicht bemerkt, als er der Stimme seiner Stilla lauschte.

Nachdem er erst nur innerhalb der Burgmauern gefangen war, sah er sich jetzt als Gefangener in der engen Höhle.

14. KAPITEL

Franz war wie vom Donner gerührt. Wie er schon befürchtet hatte, fing er an, die Fähigkeit zu denken, die Erkenntnis der Dinge um sich, die nötige Intelligenz, daraus geeignete Schlüsse zu ziehen, nach und nach zu verlieren. Die einzige Empfindung, die ihn noch erfüllte, war die Erinnerung an La Stilla, der Eindruck, den dieser Gesang auf ihn gemacht, jene ihm so bekannten Töne, die jetzt kein Echo in der Höhle mehr wiedergab.

War er der Spielball einer Illusion gewesen? Nein, zehntausendmal nein! Das war La Stilla, die er eben gehört, La Stilla, die er auf der Bastion des Schlosses gesehen hatte.

Dann bemächtigte sich seiner wieder der Gedanke, daß sie des Verstands beraubt sei, und dieser schreckliche Gedanke traf ihn, als hätte er sie eben zum zweitenmal verloren.

»Wahnsinnig!« rief er immer und immer wieder. »Ja! wahnsinnig, da sie meine Stimme nicht erkannt hat, da sie nicht antworten konnte – wahnsinnig – wahnsinnig!«

Das erschien ja in der Tat sehr wahrscheinlich.

Ach, wenn er sie dieser Burg entführen, sie mit zu dem Schloß von Krajowa nehmen und sich da ihr völlig widmen könnte, vielleicht würde seine zärtliche Liebe ihr den Verstand zurückgeben!

So sprach Franz, eine Beute des schrecklichsten Deliriums, für sich, und mehrere Stunden verflossen, ehe er die Herrschaft über sich einigermaßen wiedergewann.

Jetzt bemühte er sich, alles kalt zu überlegen und sich in dem Chaos seiner Gedanken zurechtzufinden.

»Ich muß von hier fliehen«, sagte er. »Doch wie? Sobald man diese Tür wieder öffnen wird! Ja, ja, während meines Schlafs kommt ja einer und bringt mir Speise und Trank. Ich werde den Mann erwarten, werde mich schlafend stellen.«

Da erwachte ein Verdacht in ihm, nämlich der, daß das Wasser irgendeinen betäubenden Zusatz enthalten könne. Wenn er in einen solchen Totenschlaf verfallen, einer solchen vollständigen Lähmung unterlegen war, so lag das daran, daß er von diesem Wasser getrunken hatte. Nun gut, er würde nicht mehr davon trinken, auch die Speisen wollte

er nicht anrühren, die auf dem Tisch standen. Einer von den Leuten der Burg mußte ja wohl bald eintreten, und dann . . .

Bald? Ja, was wußte er denn? Stieg die Sonne jetzt am Himmel empor oder verschwand sie hinter dem Horizont? War es Tag oder Nacht? Franz bemühte sich, das Geräusch von Schritten zu vernehmen, die sich etwa der Tür näherten. Doch kein Laut drang bis zu ihm; er drückte sich mit glühendem Kopf, starren Blicken und summenden Ohren schwer atmend an der Wand des engen Raums hin, dessen schwere Atmosphäre, die sich durch die Türspalten kaum erneuerte, ihn zu ersticken drohte.

Plötzlich traf ihn an einem Pfeiler der rechten Wandseite ein frischer Lufthauch.

Hier befand sich also eine Öffnung, durch die etwas Luft von außen eindringen konnte?

Ja, hier war die Mauer durchbrochen, doch in einer Weise, daß man es im Schatten des Pfeilers nicht wahrnehmen konnte.

Sich da hinein zu zwängen, einer ungewissen Helligkeit, die von oben einzufallen schien, entgegenzukriechen, war für den jungen Grafen das Werk eines Augenblicks.

Jenseits der schachtartigen Öffnung traf er auf einen kleinen, 5 bis 6 Fuß breiten Hof, dessen Mauern wohl 100 Fuß hoch emporstiegen. Das ganze sah aus wie der Boden eines Schachts, der für jene unterirdische Zelle etwa als Gefangenenhof diente, und in den etwas Luft und Licht hinunterfiel.

Franz sah nun, daß es noch Tag war. An der oberen Mündung dieses Schachts spielte ein gegen die Steinfassung schräg einfallender Strahl.

Die Sonne hatte also wenigstens die Hälfte ihres Tagesbogens zurückgelegt, denn der erhellte Streifen wurde immer kleiner.

Es mochte gegen 5 Uhr nachmittags sein. Franz schloß daraus, daß er mindestens 40 Stunden lang geschlafen haben mußte, und nun zweifelte er erst recht nicht mehr, daß das durch eine einschläfernde Arznei geschehen war.

Da der junge Graf und Rotzko vorgestern, am 11. Juni, das Dorf Werst verlassen hatten, mußte jetzt der 13. zur Neige gehen.

So feucht die Luft im Hof dieses Grundes auch war, atmete sie Franz doch in vollen Zügen ein und fühlte sich dadurch ein wenig erquickt. Wenn er aber gehofft hatte, daß er längs dieser Steinwand vielleicht fliehen könnte, sah er sich jetzt schnell enttäuscht. An den glatten Flächen emporzuklettern, die nirgends einen Vorsprung boten, erschien völlig unausführbar. Franz kehrte ins Höhleninnere zurück. Da er durch keine der beiden Türen fliehen konnte, wollte er nachsehen, in welchem Zustand sie sich befanden.

Die erste Tür, durch die er hereingekommen war, erwies sich als sehr fest und dick und war jetzt sicher von außen mit starken, in eisernen Krampen liegenden Riegeln verschlossen. Deren Füllung durchbrechen zu wollen mußte also ganz vergeblich sein.

Die zweite Tür – hinter der er La Stillas Stimme gehört – schien weniger gut erhalten zu sein. Deren Planken waren da und dort angefault. Vielleicht war es gar nicht so schwer, sich hier einen Ausgang zu eröffnen.

»Ja, hier, hier muß ich hindurch!« redete Franz, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, sich selbst anfeuernd zu.

Er hatte jedoch keine Zeit zu verlieren, denn es war ja möglich, daß jemand nach der Höhle kam, wenn man ihn durch das Wasser im Krug eingeschlummert glaubte.

Die Arbeit ging schneller vor sich, als er erwartet hatte, Moder und Schimmel hatten das Holz in der Umgebung des Eisenbeschlags, der die Riegelbolzen zurückhielt, teilweise schon zerstört. So gelang es Franz, mit seinem Messer die mittlere Planke auszuschneiden, wobei er sorgsam jedes Geräusch vermied und dann und wann einhielt und horchte, um zu erfahren, ob er nichts von außen her vernahm.

Nach 3 Stunden vermochte er die Riegel zurückzuschieben, und in ihren Angeln knarrend, öffnete sich die Tür.

Franz kehrte erst noch einmal nach dem kleinen Hof zurück, um in weniger erstickender Luft zu atmen.

Jetzt war der Lichtschein an der Schachtmündung nicht mehr sichtbar, ein Beweis, daß die Sonne bereits hinter dem Retyezat versunken war. Der Hof lag in tiefer Finsternis. Über dem Oval seines oberen Rands glänzten einzelne Sterne so, als hätte man sie durch ein Teleskop gesehen. Kleine Wolken zogen, getrieben von dem zeitweilig aussetzenden Wind, der sich in der Nacht zu legen pflegt, langsam über den Himmel hin. Die ganze Färbung der Atmosphäre aber ließ erkennen, daß der Mond, der jetzt fast halb voll war, den Kamm der östlichen Bergwand schon überstiegen hatte.

Es mochte nun etwa 9 Uhr abends sein.

Franz kehrte zurück, um ein wenig zu essen und seinen Durst aus dem Wasserstrahl zu löschen, nachdem er den Inhalt des Krugs ausgegossen hatte. Dann befestigte er sich das Messer im Gürtel und begab sich durch die Tür, die er hinter sich zuschlug.

Sollte er jetzt vielleicht der unglücklichen La Stilla in diesen unterirdischen Galerien begegnen? Bei diesem Gedanken schlug sein Herz so heftig, als ob es zerspringen sollte.

Nach wenigen Schritten stieß er an eine Stufe. Hier begann also seiner Annahme entsprechend eine Treppe, deren Stufen er beim Ersteigen zählte. Es waren nur 60, statt der 75, die er heruntergegangen war, ehe er an die Schwelle der Höhle gelangte. Demnach mußten etwa an die 8 Fuß fehlen, ehe er die Oberfläche des Erdbodens erreichte.

Da ihm jedoch nichts anderes am Herzen lag, als dem dunklen Korridor zu folgen, an dessen Seitenwänden er mit beiden Händen hinstrich, ging er ohne Rücksicht darauf weiter.

Eine halbe Stunde verstrich, ohne daß ihn eine Tür oder ein Gitter aufgehalten hätte. Bei dem vielfach gebrochenen Weg war es ihm jedoch unmöglich, abzuschätzen, welcher Richtung dieser in bezug auf die Zwischenmauer folgte, die nach dem Plateau des Orgall hinauslag.

Nach kurzem Aufenthalt, währenddessen er ein wenig Atem schöpfte, setzte Franz seinen Weg fort, der fast endlos schien, bis ihn plötzlich ein Hindernis aufhielt.

Es war das eine Backsteinmauer.

Er tastete an dieser in verschiedener Höhe umher, fand aber nirgends eine Öffnung darin.

Nach dieser Seite schien sich also kein Ausweg zu öffnen.

Franz konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken. Alle Hoffnung, die er genährt, zerschellte an diesem Hindernis. Seine Knie zitterten, seine Füße versagten ihm den Dienst, und er fiel vor der Mauer kraftlos nieder.

Unten im Grund aber zeigte die Querwand eine kleine Spalte; die Ziegelsteine hingen hier nur so lose zusammen, daß er sie mit den Händen entfernen konnte.

»Hier muß ich hindurch!« rief er, »hier durch!«

Schon begann er einen Stein nach dem andern abzulösen, als von der andern Seite ein Geräusch zu hören war.

Franz hielt inne.

Das Geräusch dauerte fort, und gleichzeitig stahl sich ein Lichtschein durch das Loch in der Mauer.

Franz blickte hindurch.

Da lag die alte Kapelle des Schlosses vor ihm. Der Zahn der Zeit und eine lange Vernachlässigung hatten sie schon recht weit verfallen lassen: ein Bogengewölbe war zusammengebrochen, nur dessen Rippen stützten sich noch auf ihre unebenen Wandsäulen, und zwei oder drei andere Bögen schienen offenbar dem Einsturz nah; ein zerbrochenes Fenster zeigte nur noch das zierliche Steinkreuz in gothischem Stil, da und dort lag eine überstaubte Marmorplatte, unter der ein Ahn der Familie von Gortz schlummerte; im Hintergrund der Chorhaube erhob sich der Überrest eines Altars mit beschädigten Skulpturen an der Rückwand, ferner ein Überbleibsel der Bedachung über der Chorwölbung, das vom Sturm und Wetter noch verschont war, und

endlich am Giebel des Portals der halbzerfallene Glockenturm, von dem ein Seil zur Erde hinabhing – der Strang jener Glocke – die zum unaussprechlichen Entsetzen der Bewohner von Werst, wenn solche in der Nachbarschaft unterwegs waren, zuweilen zu läuten anfang.

In dieser seit langer Zeit verlassenem Kapelle, die jeder Unbill des Karpathenklimas ausgesetzt war, hatte sich ein Mann mit einer Stocklaterne eingefunden, deren Schein sein Gesicht voll beleuchtete.

Franz erkannte den Mann sofort wieder.

Das war Orfanik, jener Querkopf, den der Baron während seines Aufenthalts in den großen Städten Italiens als einzigen Gesellschafter um sich hatte, jenes Originals, das man mit den Händen fuchteln, im Selbstgespräch durch die Straßen gehen sah; jener mißverständene Gelehrte, jener Erfinder, der immer Trugbildern nachjagte und der seine Erfindungen anscheinend dem Baron von Gortz zur Verfügung stellte.

Hatte Franz bisher noch den leisesten Zweifel an der Anwesenheit des Barons im Karpathenschloß hegen können – selbst noch nach dem Erscheinen La Stillas –, so verwandelte sich dieser Zweifel nun in Gewißheit, da Orfanik vor seinen Augen stand.

Was hatte dieser in der verfallenen Kapelle und zu so später Abendstunde zu schaffen?

Franz suchte sich darüber aufzuklären und dabei sah er folgendes: Zur Erde niedergebeugt, hatte Orfanik mehrere Eisenzyylinder, einen nach dem andern, aufgehoben, die er mit einem Faden oder Draht verband, der von einer Spindel im Winkel der Kapelle abrollte.

Diese Arbeit nahm seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß er den jungen Grafen, selbst wenn dieser sich ihm nähern konnte, nicht bemerkt hätte.

Ach, warum war die Spalte, die Franz zu erweitern bemüht war, noch nicht groß genug, um ihm den Durchtritt zu gestatten! Er hätte sich in die Kapelle begeben, sich auf Orfanik gestürzt und ihn gezwungen, ihn zu dem Wartturm zu führen.

Vielleicht war es aber ein Glück, daß er das nicht konnte, denn wenn sein Versuch scheiterte, hätte ihn der Baron sicherlich mit dem Leben entgelten lassen, daß er seine Geheimnisse belauscht hatte.

Wenige Minuten nach Orfanik betrat noch ein anderer Mann die Kapelle. Das war der Baron Rudolph von Gortz.

Seine unvergeßliche Physiognomie hatte sich nicht verändert. Er schien kaum gealtert zu sein, denn noch immer war sein Gesicht, das die Laterne beleuchtete, so blaß und länglich wie früher, das nach hinten gestrichene Haar ebenso halb ergraut und sein Auge bis zum Grund so funkelnd wie vor Jahren.

Rudolph von Gortz trat näher heran, um die Arbeit Orfaniks zu prüfen.

Dabei wurden zwischen beiden Männern mit gedämpfter Stimme folgende Worte gewechselt.

15. KAPITEL

»Ist die Verbindung mit der Kapelle hergestellt, Orfanik?«

»Eben werd' ich damit fertig.«

»In den Kasematten der Bastion ist auch alles vorbereitet?«

»Alles.«

»Jetzt ist also die Verbindung der Kapelle und der Bastion mit dem Wartturm in Ordnung?«

»Vollständig.«

»Und wenn der Apparat den Strom entläßt, werden wir noch Zeit genug zum Fliehen haben?«

»Ganz sicher.«

»Ist auch nachgesehen worden, daß der nach dem Vulcan ausmündende Tunnel völlig gangbar ist?«

»Natürlich, das ist geschehen.«

Es folgten nun einige Minuten des Schweigens, während der Orfanik seine Laterne wieder ergriffen hatte, deren Schein er durch die finsternen Winkel der Kapelle schweifen ließ.

»Ach, meine alte Burg«, rief der Baron, »die wird einem, der deine Mauern zu erstürmen wagte, teuer zu stehen kommen!«

Rudolph von Gortz sprach diese Worte in einem Ton, der den jungen Grafen erbeben machte.

»Sie haben gehört, was man in Werst erzählte?«, fragte Orfanik. »Vor 5 Minuten erst meldete mir der Draht die Pläne, die im Gasthaus zum ›König Mathias‹ geschmiedet worden sind.«

»Ist der Angriff für diese Nacht geplant?«

»Nein, er wird erst bei Tagesanbruch stattfinden.«

»Seit wann ist Rotzko nach Werst zurückgekehrt?«

»Seit 2 Stunden mit den Polizeisoldaten, die er aus Karlsburg mitgebracht hat.«

»Nun gut; da sich das Schloß nicht mehr verteidigen kann«, stieß der Baron von Gortz hervor, »wird es wenigstens jenen Franz von Telek und alle, die ihm zu Hilfe kommen, unter seinen Trümmern begraben!«

Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: »Und jener Leitungsdraht, Orfanik? Es braucht auch später niemand zu erfahren, daß er eine Verbindung zwischen dem Schloß und dem Dorf Werst herstellte.«

»Das soll auch keiner erfahren; ich werde den Draht zerstören.«

Es scheint uns nun an der Zeit, verschiedene Vorkommnisse zu erklären, die im Lauf dieser Erzählung wiedergegeben oder gestreift wurden, und deren Ursachen, wohl wissenschaftlich begründet, für den Laien aber nicht sofort verständlich sind.

Zu jener Zeit – wir betonen ausdrücklich, daß diese Geschichte sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts abspielte – war die Anwendung der Elektrizität, die mit Recht als »die Seele des Weltalls« betrachtet wird, zur höchsten Vollkommenheit gediehen. Der berühmte Edison und seine Nachfolger hatten ihr Werk selbst übertroffen.

Unter anderen Apparaten fungierte das Telephon mit so wunderbarer Sicherheit, daß die von der Schallplatte aufgenommenen Töne ohne Hilfe eines Hörrohrs deutlich zum Ohr drangen. Was da gesprochen, gesungen und geflüstert

wurde, konnte man auf jede beliebige Entfernung hin verstehen, und zwei durch tausende von Meilen getrennte Personen plauderten miteinander, als ob sie sich Auge in Auge gegenüber am Tisch säßen¹.

Schon seit Jahren konnte Orfanik, der Unzertrennlische des Baron Rudolph von Gortz, bezüglich der praktischen Verwendung der Elektrizität als ein Erfinder ersten Ranges gelten. Bekanntlich fanden aber seine wunderbaren Erfindungen nicht die verdiente Aufnahme. Die gelehrte Welt sah in dem Mann nicht ein – Genie, sondern nur einen Narren; das erklärt auch den unversöhnlichen Haß, den der arme, überall abgewiesene und gekränkte Mann seinen Mitmenschen geschworen hatte.

Unter solchen Umständen traf der Baron von Gortz mit dem vom Unglück verfolgten Orfanik zusammen. Er ermutigte ihn in seinen Arbeiten, stellte ihm seine Börse zur Verfügung und nahm den Mann schließlich ganz in seine Dienste, allerdings unter der Bedingung, daß er allein zunächst den Nutzen seiner Erfindungen genösse.

Diese beiden originellen und jede nach ihrer Art überspannten Persönlichkeiten waren übrigens wie geschaffen, einander zu verstehen. Seit ihrem Zusammentreffen trennten sie sich nicht wieder – nicht einmal, wenn der Baron La Stilla nach allen Städten Italiens nachreiste.

Doch während der Musiknarr sich mit dem Gesang der unvergleichlichen Künstlerin berauschte, beschäftigte sich

¹Sie konnten sich sogar durch mit Drähten verbundene Spiegel, dank der Erfindung des Telephots, deutlich sehen.

Orfanik einzig mit der Vervollkommnung der neuesten Erfindungen der Elektriker, wußte deren Verwendung zu vielfältigen und damit die wunderbarsten Wirkungen zu erzielen.

Nach den Vorfällen, die die dramatische Laufbahn La Stillas beendeten, verschwand der Baron von Gortz, ohne daß jemand hätte sagen können, was aus ihm geworden war. Als er Neapel verließ, hatte er sich nämlich sofort nach dem Karpathenschloß zurückgezogen, wohin Orfanik – höchst befriedigt, sich mit ihm einschließen zu können – seinem Mäzen folgte.

Als er den Entschluß gefaßt hatte, sich hinter den Mauern dieser alten Burg zu begraben, ging die Absicht des Barons von Gortz auch dahin, keinem Bewohner des Landes seine Rückkehr bekannt werden zu lassen und jedermann von einem Besuch des alten Rittersitzes fernzuhalten. Selbstverständlich fehlte es Orfanik und ihm nicht an Mitteln zur Erhaltung des materiellen Lebens im Schloß. Von diesem aus bestand nämlich eine geheime Verbindung mit dem Vulcanrücken, und auf diesem Weg besorgte ein verlässlicher Mann, ein früherer Diener des Barons, den niemand als solchen mehr kannte, zu gewissen Zeiten alles, was zur Existenz des Barons Rudolph und seines Gesellschafters nötig war.

Was von der Burg noch bestand – und vor allem der Wartturm in der Mitte – war weit weniger zerfallen als man allgemein glaubte und sogar ausreichender bewohnbar, als es die Bedürfnisse ihrer Bewohner erheischten. Mit allem versehen, was er zu seinen Versuchen brauchte, konnte sich Orfanik ungestört den wunderbaren Arbeiten hingeben, zu denen ihn die gewaltigen Errungenschaften der Chemie

und Physik anspornten. Da kam ihm der Gedanke, diese auch zur Abhaltung jedes unbequemen Besuchs anzuwenden.

Der Baron von Gortz ging auf einen diesbezüglichen Vorschlag mit Feuereifer ein, und Orfanik stellte einen besonders konstruierten Apparat her, der ausschließlich bestimmt war, die weitere Umgebung durch Erscheinungen zu erschrecken, die die etwas beschränkten Bewohner nur einer Mithilfe des Höllenfürsten zuschreiben konnten.

In erster Linie kam es dem Baron von Gortz darauf an, immer über das informiert zu sein, was die Leute im nächsten Dorf redeten. Gab es also ein Mittel, diese Leute bei ihren Gesprächen zu belauschen, ohne daß sie etwas davon ahnten? – Gewiß, dazu gehörte ja nur, daß eine telephonische Verbindung zwischen dem Schloß und der Gaststube des ›König Mathias‹, wo die ›Standespersonen‹ von Werst verkehrten, hergestellt wurde.

Eine solche führte denn Orfanik, nicht minder geschickt als unbemerkt, auf einfachste Weise aus. Ein mit isolierender Schicht umhüllter Draht, dessen eines Ende am ersten Stockwerk des Wartturms befestigt war, wurde durch das Wasser des Nyad bis zum Dorf Werst geleitet. Nachdem das geschehen war, brachte Orfanik, der sich als Tourist vorstellte, eine Nacht im ›König Mathias‹ zu, um jenen Draht mit der Gaststube des Hauses in Verbindung zu setzen. Begreiflicherweise machte es ihm keine besonderen Schwierigkeiten, das im Bett des Bergbachs versenkte andere Ende bis zur Fensterhöhe der hinteren Hauswand an einer Stelle hinaufzuführen, wo ihn niemals eine Menschenseele suchte. Nachdem er hier ein Telephon, unter dem

Blätterwerk der Mauer verborgen, angebracht hatte, verknüpfte er es mit dem Leitungsdraht. Der betreffende Apparat war übrigens ebenso zum Auffangen von Lauten wie zum Selbstsprechen eingerichtet, und infolgedessen konnte der Baron von Gortz alles hören, was im ›König Mathias‹ gesprochen wurde, aber auch alles, was er wollte, hier zur Vernehmung bringen.

Während der ersten Jahre wurde die Ruhe der Burg in keiner Weise gestört. Der üble Ruf, in dem sie stand, genügte schon, die Bewohner von Werst davon fernzuhalten. Übrigens war es bekannt, daß sie seit dem Ableben der letzten Diener der Familie verlassen war. Eines Tages aber – im Beginn unserer Erzählung – hatte der Schäfer Frik durch sein Fernrohr eine Rauchsäule entdecken können, die sich aus einer der Schornsteine des Wartturms emporschlängelte. Von dieser Stunde an blieb der Mund der Leute wieder in Bewegung, und der freundliche Leser weiß ja, was daraus folgte.

Jetzt erwies sich die telephonische Verbindung von besonderem Nutzen, da der Baron von Gortz und Orfanik stets auf dem Laufenden über alles bleiben konnten, was in Werst vorging. Durch den Leitungsdraht erfuhren sie davon, daß Nic Deck sich verpflichtet hatte, zur Burg zu gehen, und durch denselben hatte sich in der Gaststube des ›König Mathias‹ jene Warnstimme vernehmen lassen, die ihn davon abschrecken sollte.

Trotz dieser Drohung hatte der junge Förster auf seiner Absicht bestanden, der Baron von Gortz aber sich vorgenommen, dem Zudringlichen eine Lektion zu erteilen, die ihm die Lust, jemals hierher zurückzukehren, gründlich

verleiden sollte. In der betreffenden Nacht brachte der immer zur Funktion bereite Apparat Orfaniks eine Reihe rein physikalischer Erscheinungen hervor, die das Land weithin mit schlimmster Furcht erfüllen mußten. Das Ertönen der Glocke auf dem Kapellentürmchen, das Aufblitzen zuckender Flammen, die infolge einer Mitverwendung von Seesalz allen Gegenständen ein geisterhaftes Ansehen verliehen; ferner die heulenden Töne einer Art großer Nebelhörner, die mit Preßluft angeblasen wurden; photographische Silhouetten von mächtigen Spiegeln zurückgeworfener Gespenstererscheinungen; Eisenplatten unter dem Unkraut der Grabensohle, die durch den elektrischen Strom stark magnetisch wurden und den Doktor richtig durch die Eisenbeschläge seiner Stiefel festhielten, und endlich von den Batterien des Laboratoriums abgegebene Entladungsschläge, durch die der Förster, als er die Eisenteile der Zugbrücke berührte, getroffen und hinuntergestürzt wurde.

Wie der Baron von Gortz angenommen hatte, stand das Land umher nach Erscheinung jener unbegreiflichen Wunder und nach dem üblen Verlauf von Nic Decks Versuch unter der Herrschaft eines lähmenden Schreckens, und um keinen Preis hätte sich jemand – selbst bis auf 2 gute Meilen – dem offenbar von übernatürlichen Wesen bewohnten Karpathenschloß zu nähern gewagt.

Rudolph von Gortz glaubte sich schon fürderhin gegen jede lästige Neugier geschützt, als Franz von Telek in der Dorfschaft Werst eintraf.

Während dieser mit Jonas, mit Meister Koltz oder einem der anderen sprach, meldete der Draht im Nyad schon seine Anwesenheit in der Gaststube des ›König Mathias‹. –

Der Haß des Barons von Gortz gegen den jungen Mann loderte mit der Erinnerung an die Ereignisse in Neapel von neuem auf. Franz von Telek befand sich aber nicht allein in dem, nur wenige Meilen von der Burg entfernten Dorf, sondern er verspottete auch gegenüber den Notablen deren albernen Aberglauben; er zerstörte die phantastischen Anschauungen, die das Karpathenschloß schützten, und verpflichtete sich obendrein, in Karlsburg an die Behörden zu berichten, um die Polizei zur endlichen Aufklärung über die landläufigen Legenden herbeizurufen.

Da beschloß der Baron von Gortz, Franz von Telek in die Burg zu locken, und der Leser weiß ja, durch welche Mittel ihm das gelang. Die Stimme La Stillas, die er durch das Telephon der Gaststube des ›König Mathias‹ ertönen ließ, hatten den jungen Grafen verleitet, von seinem Weg abzuweichen, um näher an die Burg heranzukommen. Die Erscheinung der Sängerin auf der Bastion erregte dann in ihm das unwiderstehliche Verlangen, in das Schloß einzudringen; ein von einem Fenster des Wartturms ausstrahlendes Licht hatte ihm den Weg nach der Zugbrücke gezeigt, die man niederließ, um ihn eintreten zu lassen. In der Tiefe jener elektrisch beleuchteten Höhle, zwischen den Mauern der Zelle, wohin ihm die nötigen Nahrungsmittel während seines Totenschlafs gebracht wurden, in dem unter der Burg versenkten Gefängnis, dessen Tür sich hinter dem Eindringling schloß, befand sich Franz von Telek völlig in der Gewalt des Barons von Gortz, und dieser rechnete darauf, seinen Feind nie wieder entweichen zu sehen.

Das alles war das Werk der geheimnisvollen Tätigkeit Rudolphs von Gortz und seines Genossen Orfanik. Zu seinem größten Leidwesen wußte der Baron auch, daß Rotzko, der seinem Herrn nicht in das Innere der Burg gefolgt war, in dessen Auftrag die Behörden von Karlsburg über den Sachverhalt informiert hatte. Eine Abteilung Polizisten war im Dorf Werst angekommen, und hiermit sah sich der Baron von Gortz einer erdrückenden Übermacht gegenüber, da er sich mit Orfanik allein gegen eine zahlreiche Truppe doch unmöglich wirksam verteidigen konnte. Die zur Abwehr von Nic Deck und Doktor Patak angewandten Mittel erwiesen sich hier als unzureichend, denn die löbliche Polizei glaubt einmal nicht an das Walten der Hölle. So kamen beide Männer zu dem Entschluß, die Burg lieber zu zerstören, und jetzt warteten sie nur auf die Minute, dies zur Ausführung zu bringen. Ein elektrischer Strom war vorbereitet, unter dem Wartturm versenkte Dynamitgeschosse zu entzünden, und ebensolche lagen unter den Bastionen und der alten Kapelle, während der zur Hervorbringung der Explosion bestimmte Apparat dem Baron von Gortz und seinem Gefährten noch Zeit lassen sollte, durch den Tunnel zum Rücken des Vulcans zu flüchten. Nach der Explosion, der der junge Graf ebenso wie eine Anzahl derjenigen, die etwa die Mauern des Schlosses erstiegen hatten, zum Opfer fallen mußten, wollten beide so weit fliehen, daß niemand ihre Spur wieder entdecken konnte.

Was Franz von diesem Gespräch vernommen, hatte ihm auch über die früheren Erscheinungen volle Aufklärung gebracht. Er wußte jetzt, daß zwischen dem Schloß und dem Dorf Werst eine telephonische Verbindung bestand. Ebenso blieb ihm nicht unbekannt, daß die Burg durch eine

Katastrophe zerstört werden sollte, die ihn das Leben kosten und den von Rotzko herbeigeholten Polizisten mindestens höchst gefährlich werden konnte. Er wußte endlich, daß dem Baron von Gortz und Orfanik dabei noch Zeit blieb zu fliehen, wobei sie gewiß die des Bewußtseins beraubte La Stilla mit fortschleppten.

Ach, warum konnte sich Franz den Eingang zur Kapelle nicht erzwingen, um sich auf die beiden Männer zu stürzen! Er hätte sie niedergeworfen, sein Messer in ihr Blut getaucht, sie außerstand gesetzt, Unheil anzurichten – er hätte die furchtbare Zerstörung abgewendet!

Was aber im Augenblick unmöglich blieb, das glückte ihm vielleicht noch nach dem Weggang des Barons. Wenn beide die Kapelle verlassen hatten, wollte Franz ihnen nacheilen, sie bis an den Wartturm verfolgen und mit Gottes Hilfe an ihnen Gerechtigkeit üben.

Schon bewegten sich der Baron von Gortz und Orfanik nach der Chorhaube zu. Franz verlor sie nicht aus dem Auge, um zu beobachten, durch welchen Ausgang sie verschwinden würden, ob durch eine in den Schloßhof führende Tür oder auch zu einem unterirdischen Gang, der die Kapelle mit dem Wartturm verbinden mochte, denn es schien, als ob das mit allen Baulichkeiten der Burg der Fall wäre. Dem jungen Grafen war das übrigens gleichgültig, wenn er nur kein Hindernis vorfand, das ihm jedes weitere Vordringen verbot.

Da wurden zwischen dem Baron von Gortz und Orfanik noch einige Worte gewechselt.

»Hier ist also nichts mehr zu tun?«

»Nein.«

»Dann wollen wir uns trennen.«

»Es ist also immer noch Ihre Absicht, im Schloß allein zurückzubleiben?«

»Ja, Orfanik; Sie können sich sofort durch den Tunnel nach dem Vulcanrücken begeben.

»Aber Sie?«

»Ich weiche aus der Burg erst im letzten Augenblick.«

»Und es bleibt also dabei, daß ich Sie in Bistritz wieder erwarte.«

»Jawohl, in Bistritz.«

»So bleiben Sie, Baron Rudolph, bleiben Sie, da es Ihr Wille ist.«

»Ja, ich will sie hören, will sie noch einmal hören in dieser letzten Nacht, die ich auf dem Karpathenschloß verbringe.«

Bald darauf hatten der Baron von Gortz und Orfanik die Kapelle verlassen.

Obwohl der Name La Stillas bei diesem Gespräch nicht erwähnt worden war, hatte Franz doch durchschaut, daß Rudolph von Gortz nur sie im Sinn gehabt haben konnte.

16. KAPITEL

Das Verderben drohte nun in allernächster Zeit. Franz konnte den Baron von Gortz unmöglich abhalten, seine schwarzen Pläne auszuführen.

Es war jetzt 11 Uhr nachts. Ohne Furcht, überrascht zu werden, nahm Franz seine Arbeit wieder auf. Die Mauersteine der Wand lösten sich ziemlich leicht, deren Dicke war aber so bedeutend, daß eine halbe Stunde verging, bevor die Öffnung groß genug war, ihn hindurchschlüpfen zu lassen.

Während Franz den Fuß in das Innere der allen Winden offenen Kapelle setzte, fühlte er sich doch durch die frische Luft wie neugeboren. Durch die Risse des Kreuzgewölbes und die klaffenden Fenster zeigte der Himmel leichte, vor dem Nachtwind dahinsegelnde Wolken. Da und dort blitzten einige Sterne, die vor dem hellen Schein des über den Horizont aufsteigenden Mondes allmählich erblaßten.

Jetzt ging es darum, die Tür zu entdecken, die sich in der Rückwand der Kapelle befinden mußte und durch die der Baron von Gortz und Orfanik verschwunden waren. Nach schräger Überschreitung des Schiffes des kleinen Gotteshauses ging Franz auf die Chorhaube zu.

Bis nach dieser sehr dunklen Stelle drang kein Strahl des Mondes herein, und der Fuß des jungen Grafen stieß da wiederholt an die zersprungenen Grabplatten und an die Mauerbruchstücke, die aus der Dachwölbung herabgestürzt waren.

Im äußersten Hintergrund der Chorhaube endlich, hinter der Rückwand des Altars, fühlte Franz in einer finsternen Mauernische eine morsche Tür dem Druck seiner Hand nachgeben.

Diese Tür führte zu einer Galerie, die die Umfassungsmauer kreuzen mußte, wenn sie sich weiterhin fortsetzte.

Hier waren der Baron von Gortz und Orfanik hereingekommen und wieder hinausgegangen.

In die Galerie gelangt, sah sich Franz von neuem in völliger Dunkelheit. Nach vielen Umwegen, die weder auf noch abwärts führten, wußte er bestimmt, daß er sich noch in der Bodenhöhe der niederen, unterirdischen Gänge befand.

Eine halbe Stunde nachher schien die Dunkelheit etwas abzunehmen, durch einige Seitenöffnungen der Galerie drang unbestimmtes Dämmerlicht herein.

Franz kam jetzt schneller vorwärts und gelangte schließlich nach einer unter der Bastion am linken Ende der Zwingmauer angelegten Kasematte.

Im dicken Mauerwerk dieses Raums waren schmale Schießscharten ausgespart, durch die die Strahlen des Mondes hereindrangen.

An der entgegengesetzten Seite befand sich eine offene Tür.

Die erste Sorge des jungen Grafen ging dahin, sich an eine jener Schießscharten zu begeben, um wenige Sekunden den erfrischenden Nachtwind einzuatmen.

Als er sich eben wieder zurückziehen wollte, glaubte er aber, zwei oder drei Schattengestalten wahrzunehmen, die sich am Ende des bis zum Saum der Tannenwaldung erleuchteten Plateaus des Orgall hinbewegten.

Franz blickte scharf hinaus.

Wirklich liefen schon auf dem Plateau, etwas vor der Baumgrenze, einige Männer umher, sicher die Hilfsmannschaften aus Karlsburg, die Rotzko mitgebracht hatte. Diese mochten unschlüssig sein, ob sie, in der Hoffnung, die Insassen des Schlosses zu überrumpeln, gleich in der Nacht vorgehen oder den anbrechenden Tag abwarten sollten.

Franz mußte sich den schlimmsten Zwang auferlegen, nicht nach Rotzko zu rufen, der ihn bestimmt gehört und seine Stimme erkannt hätte. Ein solcher Schrei hätte aber bis zum Wartturm dringen können, und ehe dann die Polizei die Mauer erstiegen hätte, würde Rudolph von Gortz

Zeit genug haben, seinen verderbenbringenden Apparat in Tätigkeit zu setzen und selbst durch den Tunnel zu fliehen.

Franz gelang es, sich zu beherrschen und von der Schießschar zurückzuziehen. Dann durchmaß er die Kasematte, schritt durch die Tür und folgte der von hier aus weiterführenden Galerie.

500 Schritte von deren Eingang stieß er auf eine Treppe, die im Innern einer starken Mauer verlief.

Nun mußte er wohl glauben, endlich an dem in der Mitte des Schloßbaus aufragenden Wartturm zu sein.

Diese Treppe konnte aber unmöglich den Hauptaufgang nach den verschiedenen Stockwerken bilden. Sie bestand nur aus einer Reihe kreisförmiger Stufen, die sich wie die einzelnen Gänge einer Schraube im engen finsternen Rundschacht emporwanden.

Franz glitt ohne Geräusch hinan und lauschte. Noch vernahm er keinen Laut, und nach weiteren 20 Stufen stand er auf einem größeren Treppenabsatz.

Von hier aus führte eine Tür zu der Terrasse, die das erste Stockwerk des Turms umgab.

Franz schlüpfte an dieser Terrasse entlang, immer bemüht, sich im Schatten ihrer Brustwehr zu halten, und sah von hier nach dem Plateau des Orgalls hinaus.

Aus dem Tannenwald kamen zwar noch mehr Leute hervor, nichts wies aber darauf hin, daß sie sich der Burg noch weiter nähern wollten.

Entschlossen, den Baron von Gortz aufzusuchen, ehe dieser durch den Tunnel fliehen konnte, ging Franz um das ganze Stockwerk herum und traf zuletzt auf eine andere Tür, hinter der die Wendeltreppe weiter hinaufführte.

Er setzte den Fuß auf die erste Stufe, während sich seine Hände gegen die Wände stemmten, und begann hinaufzusteigen.

Immer dieselbe Totenstille.

Die Räumlichkeiten des ersten Stocks zeigten sich unbesetzt.

Franz beeilte sich die Treppenabsätze zu erreichen, die den Zugang zu den oberen Stockwerken vermittelten.

Als er den dritten Absatz erreicht, fand sein Fuß keine Stufe mehr. Hier endete die Treppe vor dem obersten Raum oder Saal des Wartturms, über dem sich die zinnengekrönte, früher mit der Hausflagge der Barone von Gortz geschmückte Plattform ausdehnte.

Die Wand zur Linken des Absatzes war von einer jetzt geschlossenen Tür durchbrochen.

Durch das Schlüsselloch, in dem der Schlüssel von außen steckte, schimmerte ein heller Lichtstrahl.

Franz horchte, konnte aber aus dem Innern des dahinterliegenden Gemachs keinen Laut wahrnehmen.

Als er durch das Schlüsselloch lugte, vermochte er nur die linke Seite eines sehr hell erleuchteten Raums zu übersehen, dessen rechte Seite mehr im Dunkel lag.

Nachdem er den Schlüssel geräuschlos umgedreht, drückte Franz auf den Griff der Tür, die sich nun vor ihm aufthat.

Ein geräumiger Saal nahm dieses ganze obere Stockwerk des Wartturms ein. Auf seine kreisförmigen Mauern stützte sich ein Kastengewölbe, dessen Rippen, in der Mitte zusammenlaufend, einen herabhängenden schweren Schlußstein bildeten. Einige altväterliche Möbel, Sessel, Schanktische, Lehnstühle, niedrige Schemel und dergleichen verrieten in ihrer Anordnung einen feinen Geschmack. An

den Fenstern hingen schwere Gardinen, die kein Licht von innen durchdringen ließen, und auf dem glatten Fußboden lag ein langhaariger Wollteppich ausgebreitet, der den Schall der Schritte dämpfte.

Die Ausstattung dieses Saals erschien wenigstens bizarr, und als Franz eintrat, wurde er überrascht durch den Gegensatz des Eindrucks, den jener in heller Beleuchtung und in der Dunkelheit hervorbrachte.

Rechts von der Tür verschwand der Hintergrund des großen Raums in vollständiger Finsternis. Links davon lag ein mit schwarzem Stoff bedeckter, erhöhter Auftritt, den ein glänzendes Licht überflutete. Letzteres entstrahlte einem vor der Estrade aufgestellten, aber nicht sichtbaren Apparat mit mächtigen Reflektoren oder Brennsiegeln.

Etwa 10 Fuß vor dem Auftritt und von diesem durch eine Art Schirm in Stützhöhe der Arme getrennt, stand ein altmodischer Armstuhl mit sehr hoher Rückenlehne, der durch jenen Schirm in angenehmem Halbdunkel gehalten wurde.

Neben dem Armstuhl trug ein bis tief herab bedeckter Tisch einen viereckigen Kasten.

Dieser 10 bis 12 Zoll lange und etwa 5 bis 6 Zoll breite Kasten, dessen mit Steinschmuck eingelegerter Deckel offen stand, enthielt einen Metallzylinder.

Gleich beim Betreten des Saals bemerkte Franz, daß der Lehnstuhl besetzt war.

Dieser wurde in der Tat von einem sich regungslos verhaltenden Mann eingenommen, der den Kopf gegen die Lehne des Armstuhls zurückgelegt und die Augen geschlossen hatte, während er den rechten Arm ausgestreckt

hielt und seine Hand dem vorderen Teil des reich verzierten Kastens auflag.

Es war Rudolph von Gortz.

Man hätte vermuten können, daß der Baron diese letzte Nacht im obersten Stockwerk des Wartturms verträumen wollte, ehe er von dem der Zerstörung geweihten Sitze seiner Ahnen für immer schied.

Doch nein! Das konnte nach den von Franz belauschten Äußerungen, die jener gegen Orfanik getan hatte, wohl nicht der Fall sein.

Der Baron von Gortz befand sich allein in dem geräumigen Zimmer, und sein Gefährte mochte, gemäß den erhaltenen Anweisungen, jetzt schon durch den Tunnel entwichen sein.

Und La Stilla? Rudolph von Gortz hatte ja bestimmt gesagt, daß er sie in seinem Karpathenschloß, ehe dieses der vorbereiteten Explosion zum Opfer fiel, noch einmal hören wolle. Nur aus diesem Grund hatte er sich jedenfalls hierher begeben, wohin auch sie jeden Abend kommen mochte, um den grausamen Sonderling durch ihren Gesang zu bezaubern.

Doch wo war La Stilla?

Franz sah sie nicht und hörte sie nicht.

Das kümmerte ihn jedoch im Augenblick, wo Rudolf von Gortz dem jungen Grafen auf Gnade oder Ungnade verfallen war, nicht weiter. Franz würde ihn schon zum Sprechen zu zwingen wissen. In seiner hochgradigen Aufregung trieb es Franz, sich auf den Mann zu werfen, den er ebenso bitter haßte wie er von ihm wieder gehaßt wurde,

auf ihn, der ihm seine Stilla – die noch lebende, aber geistesgestörte, durch jenen zum Wahnsinn getriebene Stilla geraubt hatte, um ihn niederzustechen.

Franz schlich sich hinter den Lehnstuhl; er brauchte nur noch einen Schritt zu tun, um den Baron zu packen, und mit blutüberfüllten Augen, seiner Sinne kaum mächtig, erhob er schon die Hand.

Da erschien La Stilla.

Franz ließ das Dolchmesser auf den Teppich fallen.

La Stilla stand auf der Estrade in vollem Licht, mit aufgelöstem Haar und vorgestreckten Armen, so wunderbar schön in dem weißen Gewand der Angelica aus ›Orlando‹, genau so, wie sie sich auf der Bastion der Burg gezeigt hatte. Ihre auf den jungen Grafen gerichteten Blicke bohrten sich diesem tief in die Seele ein.

Unmöglich konnte Franz von ihr unbemerkt bleiben, und doch machte La Stilla keine Bewegung, ihn anzurufen, sie öffnete nicht einmal die Lippen, ihm ein Wort zu sagen. Ach, sie war wahnsinnig!

Franz wollte schon nach der Estrade stürmen, sie in die Arme nehmen, von hier wegreißen.

Da begann La Stilla zu singen. Ohne den Lehnstuhl zu verlassen, hatte sich der Baron von Gortz nach ihr vorgebeugt. Auf dem Gipfel der Verzückung saugte der Kunstfreund diese Töne wie einen Wohlgeruch ein, trank er sie wie einen Göttertrank. Genau so, wie er sich in den italienischen Theatern gezeigt, erschien er auch inmitten dieses Saals in vollständigster Vereinsamung, auf der Höhe des altersgrauen Wartturms, der weithin das Bergland des transsilvanischen Gebiets beherrschte.

Ja, La Stilla sang! Sie sang für ihn, nur allein für ihn! Es erschien wie ein Hauch, der ihr über die Lippen wehte, ohne daß sie diese dabei öffnete. Und doch, hatte sie auch die Vernunft verloren, die Künstlerseele war in ihr unberührt geblieben!

Auch Franz berauschte sich am Zauber dieser Stimme, die er seit 5 langen Jahren nicht wieder gehört hatte. Er versenkte sich in eine glühende Betrachtung dieser Frau, die er ja nie wiedersehen zu sollen glaubte und die jetzt vor ihm stand, lebend, als wäre sie durch ein Wunder vor seinen Augen wieder auferstanden!

Was La Stilla sang, schien wie besonders ausgewählt, in Franzens Herz die Saiten der Erinnerung am lebhaftesten anzuschlagen. Oh, er erkannte ja sogleich das ergreifende Finale aus der tragischen Szene in ›Orlando‹, jenes Finale, in dem die Seele der Künstlerin gebrochen war bei dem letzten Vers

*Innamorata, mio cuore tremante,
Voglio morire . . .*

Franz folgte Ton für Ton den ihm unvergeßlichen Worten. Er sagte sich, daß diese jetzt nicht unterbrochen werden würden, wie das damals im San Carlo-Theater geschah! Nein, diesmal sollte der Schlußvers auf den Lippen La Stillas nicht ersterben, wie er bei ihrer Abschiedsvorstellung erstorben war.

Franz atmete kaum noch leise. Sein ganzes Leben hing an diesem Gesang. Noch wenige Takte und die Töne mußten in unvergleichlicher Reinheit ausklingen.

Da begann die Stimme schwächer zu werden. Es erschien, als zögerte La Stilla, als sie mit dem Ausdruck stechenden Schmerzes die Worte wiederholte:

Voglio morire . . .

Sollte La Stilla jetzt auch auf dieser Estrade niedersinken, wie sie damals auf der Bühne zusammengebrochen war?

Nein, sie fiel zwar nicht, doch der Gesang verstummte mit demselben Takt, mit derselben Note wie im San Carlo. Sie stößt einen Schrei aus – das ist der gleiche Aufschrei, den Franz an jenem Abend vernommen hatte.

Und doch steht da Stilla immer noch da, regungslos, mit dem himmlischen Blick, dem Blick, der in dem jungen Grafen alle zärtlichen Regungen seiner Seele aufwallen macht.

Franz stürmt auf sie zu. Er will sie aus diesem Saal, aus diesem Schloß tragen.

In diesem Augenblick, wo er die ganze Welt vergessen hat, wo er keiner Gefahr mehr denkt, die ihn und die Geliebte vernichten könnte, sieht er sich dem Baron, der eben aufgesprungen ist, Aug' in Auge gegenüber.

»Franz von Telek!« ruft Rudolph von Gortz. »Franz von Telek, dem es gelang, auszubrechen.«

Doch ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stürzt Franz nach der Estrade.

»Stilla, meine geliebte Stilla«, rief er wiederholt »dich find' ich hier wieder – und lebend – lebend wieder!«

»La Stilla – lebend? Aber sicher!« fügte der Baron von Gortz hinzu.

Diesen in ironischem Ton gesprochenen Worten folgte ein Gelächter, aus dem man herausfühlte, wie die Wut in dem Mann kochte.

»Lebend?« wiederholte Rudolph von Gortz. »Nun denn, Franz von Telek mag versuchen, sie mir zu entreißen!«

Franz hat die Arme nach Stilla ausgestreckt, deren Augen unbeweglich auf ihm haften.

Da bückt sich Rudolph von Gortz nieder, hebt das Messer auf, das Franzens Hand entfallen ist und dringt damit auf die nicht zurückweichende Gestalt ein.

Franz stürzt sich auf ihn, um den tödlichen Stoß, der der unglücklichen Wahnsinnigen droht, abzulenken.

Es ist zu spät, das Messer zuckt nach ihrem Herzen.

Da hört man das Zerbersten einer großen Scheibe, und mit dem Niederfallen von tausend Glasscherben verschwindet La Stilla.

Franz steht an den Boden gewurzelt, er begreift nicht, was hier vorgeht. Ist auch er jetzt des Verstands beraubt?

Da ruft Rudolph von Gortz höhrend: »La Stilla entgeht Franz von Telek noch einmal! Ihre Stimme aber, ihre Stimme bleibt mir zurück! Ihre Stimme gehört mir, mir allein. Sie wird niemals einem anderen gehören!«

In dem Augenblick, wo Franz sich auf den Baron von Gortz stürzen will, verlassen ihn die Kräfte und er bricht bewußtlos am Fuß der Estrade zuammen.

Rudolph von Gortz kümmert sich nicht um den jungen Grafen. Er erfaßt das auf dem Tisch stehende Kästchen, stürmt aus dem Saal und eilt die Treppe ins erste Turmstockwerk hinunter; auf der Terrasse angelangt, läuft er schnell um sie herum und bis zur anderen Tür, als ihn plötzlich ein scharfer Knall erschreckt.

Am Rand des Wallgrabens stehend, hat Rotzko auf den Baron von Gortz Feuer gegeben.

Der Baron selbst wurde nicht verletzt; Rotzkos Kugel zertrümmerte aber das Kästchen, das jener in den Armen trug.

Er stieß einen markerschütternden Schrei aus.

»Ihre Stimme! Ihre Stimme!« jammerte er. »Ihre Seele – die Seele La Stillas – sie ist vernichtet, zerstört, zerschmettert!«

Mit emporgesträubtem Haar und krampfhaft geballten Händen sah man ihn längs der Terrasse hinstürmen, immer mit dem Schmerzensruf: »Ihre Stimme! Ihre Stimme! Sie haben mir ihre Stimme geraubt! Fluch und Verdammnis über sie!«

Dann verschwand er durch die Tür, als Rotzko und Nic eben die Burgmauer, ohne die Polizeisoldaten abzuwarten, erklettern wollten.

Plötzlich erzitterte der ganze Bergstock des Plesa von einer furchtbaren Explosion. Flammengarben schossen bis zu den Wolken empor, und eine Steinlawine donnerte auf die Straße über den Vulcan hernieder.

Von den Bastionen, der Verbindungsmauer, dem Warturm und der Kapelle des Karpathenschlosses war nichts mehr übrig als ein Haufen rauchender Trümmer auf der Hochfläche des Orgall.

17. KAPITEL

Nach dem Inhalt des Gesprächs zwischen dem Baron und Orfanik sollte die Explosion das Schloß erst zerstören, nachdem Rudolph von Gortz daraus geflohen war. Zu der Zeit aber, wo sie erfolgte, schien es ganz unmöglich, daß er Zeit genug gehabt hätte, den nach dem Vulcanrücken führenden Tunnel zu erreichen. Hingerissen von seinem

Schmerz und im Wahnsinn der Verzweiflung nicht mehr wissend, was er tat, hatte Rudolph von Gortz eine sofortige Katastrophe herbeigeführt, zu deren ersten Opfern er höchstwahrscheinlich zählte. Nach den unverständlichen Worten, die ihm entfuhr, als Rotzko den Kasten in seinen Armen zerschmettert hatte, mochte er sich wohl freiwillig unter den Ruinen der Burg begraben haben.

Jedenfalls war es ein Glück zu nennen, daß die durch den Gewehrschuß Rotzkos überraschten Polizeisoldaten sich noch in gewisser Entfernung befanden, als die Explosion die ganze Bergmasse erschütterte. Nur wenige wurden von den Trümmern verletzt, die bis zum Rand des Plateaus des Orgall niederfielen. Rotzko und der Förster befanden sich dabei allein nah bei der Verbindungsmauer, und es war ein Wunder zu nennen, daß sie nicht unter diesem Steinregen zermalmt wurden.

Die Explosion hatte also schon die Zerstörung vollbracht, als es Rotzko, Nic Deck und den Polizisten jetzt ohne große Mühe gelang, die Umwallung von dem durch die geborstenen Mauern halb ausgefüllten Graben aus zu ersteigen.

50 Schritte hinter der Verbindungsmauer wurde inmitten der Trümmer am Fuß des Wartturms zuerst ein toter Körper gefunden.

Es war der Rudolphs von Gortz. Einige ältere Bewohner der Nachbarschaft, darunter Meister Koltz, erkannten ihn sofort wieder.

Rotzko und Nic Deck bemühten sich allerdings in erster Linie, den jungen Grafen zu entdecken. Da Franz nach der mit seinem Diener verabredeten Frist nicht erschienen war,

hatte er wahrscheinlich nicht wieder aus dem Schloß entkommen können.

Rotzko wagte jedoch nicht zu hoffen, daß er noch lebe, daß er nicht ein Opfer dieser Katastrophe geworden sei; schwere Tränen rollten über seine Wangen herab, und Nic Deck vermochte ihn nicht zu beruhigen.

Nach halbstündigem Suchen wurde der junge Graf jedoch im ersten Stockwerk des Turms unter einem Deckenbogen gefunden, der ihn vor dem Erdrücktwerden geschützt hatte.

»Mein Herr, mein armer Herr!«

»Herr Graf!«

Das waren die ersten Worte, die Rotzko und Nic Deck ausstießen, als sie sich über Franz neigten. Sie mußten ihn für tot halten, während er nur bewußtlos war.

Nic Deck, der den jungen Grafen aufgehoben hatte, sprach noch auf ihn ein, erhielt aber keine Antwort.

Nur die letzten Worte der Sängerin entschlüpften den bleichen Lippen des so wunderbar Geretteten, die Worte:

Innamorata ...

Voglio morire ...

Franz von Telek war dem Wahnsinn verfallen.

18. KAPITEL

Da der junge Graf den Verstand verloren hatte, würde kaum jemand über die letzten Vorgänge, deren Schauplatz das Karpathenschloß gewesen war, Aufschluß erhalten haben, ohne die Untersuchung, die unter folgenden Verhältnissen schon nach kurzer Zeit stattfand:

Nach Verabredung hatte Orfanik, und zwar 4 Tage lang, in Bistritz gewartet, daß sich der Baron von Gortz dort einstellen würde. Als er nicht kam, sagte er sich, daß sein Gönner bei der Explosion wohl umgekommen sein mochte. Von Neugier wie von Unruhe gleichermaßen getrieben, hatte er das Städtchen Bistritz verlassen und sich nach Werst begeben, von wo aus er die Umgebung der Burg durchstreifte.

Das sollte ihm aber schlecht bekommen, denn die Polizeibeamten bemächtigten sich sehr bald seiner Person auf einen Hinweis Rotzkos hin, der jenen genau und schon seit langer Zeit kannte.

In die Hauptstadt des Komitats übergeführt und hier gerichtlich vernommen, zögerte Orfanik gar nicht, alle Fragen zu beantworten, die ihm in der wegen der bekannten Katastrophe eingeleiteten Untersuchung gestellt wurden.

Wir möchten hier auch nicht bemänteln, daß das traurige Ende Rudolphs von Gortz den selbstsüchtigen, überspannten Gelehrten, dessen Herz einzig an seinen Erfindungen hing, kaum merklich berührte.

Auf Rotzkos dringende Erkundigung hin erklärte Orfanik zunächst, daß La Stilla tot, wirklich tot, und daß sie – so lauteten seine Worte – auf dem Campo Santo Nuovo zu Neapel vor 5 Jahren beerdigt, richtig und formgerecht beerdigt worden sei.

Diese Versicherung erregte eine nicht geringe Überraschung, woran das ganz seltsame Abenteuer überhaupt reich war.

Wenn La Stilla tot war, fragten sich die Richter und andere Leute, wie ging es zu, daß Franz ihre Stimme in der Gaststube zu Werst hören, sie später auf einer Bastion der Burg erscheinen sehen, wie, daß er als Gefangener in der

Höhle sich an ihrem Gesang berauschen konnte? Wie war es endlich möglich, daß er sie in dem Wartturmsaal lebend wiedersah?

Hier die Erklärung dieser Vorkommnisse, die ja ganz unerklärlich zu sein schienen.

Bekanntlich bemächtigte sich des Barons von Gortz die helle Verzweiflung gleich beim Auftauchen des Gerüchts, daß La Stilla entschlossen sei, die Bühne zu verlassen, um Gräfin von Telek zu werden. Das staunenswerte Talent der Künstlerin, das heißt alle Seelenfreude, die ihm jenes bereitete, ging ihm damit verloren.

Zu jener Zeit schlug ihm Orfanik vor, mittels phonographischer Apparate die Hauptnummern ihres Repertoires, die sich die Sängerin für ihre Abschiedsvorstellungen ausgewählt hatte, getreu aufzunehmen. Die betreffenden Apparate waren damals schon wunderbar vervollkommenet, und Orfanik hatte sie noch so verbessert, daß die menschliche Stimme weder in ihrer Klangfarbe noch in ihrer Reinheit dadurch im geringsten verändert wurde.

Der Baron von Gortz ging auf das Angebot des Physikers ein. Nach und nach und ganz insgeheim wurden für den letzten Monat der Saison Phonographen in der vergitterten Theaterloge aufgestellt. Auf deren Reproduktionsplatten gruben sich nun alle Gesangsvorträge, Cavatinen, Romanzen aus Opern und aus Konzertstücken, unter anderen auch das Lied Stefanos und die durch La Stillas Tod unterbrochene Schlußarie aus ›Orlando‹ für immer ein.

Hiermit hatte sich Baron von Gortz in sein Karpathenschloß geflüchtet, und jeden Abend konnte er den von den

wunderbaren Apparaten wiedergegebenen Gesängen lauschen. Er hörte aber La Stilla nicht nur, als ob er in seiner gewohnten Loge säße, sondern – und das erscheint fast ganz unbegreiflich – er sah sie auch so, wie er sie lebend vor Augen gehabt hatte.

Das lief nur auf ein optisches Kunststück hinaus.

Der Baron von Gortz hatte, wie uns bekannt, ein vorzügliches Gemälde der Sängerin erworben. Dieses Porträt stellte sie im weißen Gewand der Angelica aus ›Orlando‹ und mit lang aufgelöstem Haar dar. Durch große Spiegelscheiben, die in einem von Orfanik berechneten Winkel festgehalten wurden, erschien La Stilla, sobald eine starke Lichtquelle das vor einem Spiegel aufgestellte Bild erhellte, durch Rückstrahlung so »leibhaftig«, wie im vollen Leben und ganzen Glanz ihrer Schönheit. Mit Hilfe dieses Apparats, der in jener Nacht nach der Bastion geschafft worden war, wo Rudolph von Gortz die Erscheinung der Künstlerin hervorgerufen hatte, versuchte der Burgherr, wir wissen, mit welchem Erfolg, Franz von Telek zu sich heranzulocken; dank dieses Apparats hatte der junge Graf La Stilla im Saal des Wartturms wiedergesehen, während ihr fanatischer Bewunderer ihrer Stimme und ihren Liedern voller Entzücken lauschte.

Das sind kurz gefaßt die Aufklärungen, die Orfanik im Lauf der Untersuchung weit eingehender gab. Wir müssen jedoch hinzufügen, daß er sich mit großem Stolz als Urheber dieser genialen Erfindungen brüstete, die er allein so ungeheuer weit vervollkommnet habe.

Gab nun Orfanik hiermit die materielle Erklärung der verschiedenen Erscheinungen oder vielmehr jener »Tricks«, um das dafür eingeführte Wort zu gebrauchen, so erklärte

sich daraus noch nicht, warum der Baron von Gortz vor der Explosion keine Zeit gefunden hatte, sich durch den Tunnel nach dem Vulcanrücken in Sicherheit zu bringen. Als Orfanik dann aber erfuhr, daß eine Gewehrku­gel den Gegenstand, den Rudolph von Gortz damals in den Armen trug, zerschmettert hatte, da durchschaute er sofort den Zusammenhang. Jener Gegenstand war der phonographische Apparat gewesen, der den letzten Gesang La Stillas enthielt, die Töne, die Rudolph von Gortz im Saal des Wartturms vor dessen Zerstörung hatte hören wollen. Die Vernichtung dieses Apparats hatte auch das Leben des Barons von Gortz wertlos gemacht, und er hatte sich, eine Beute der Verzweiflung, gewiß absichtlich unter den Trümmern des Schlosses begraben lassen.

Der Baron Rudolph von Gortz wurde auf dem Friedhof in Werst mit all den Ehren beerdigt, die der alten, mit ihm ausgestorbenen Familie zustanden. Den jungen Grafen von Telek hatte Rotzko auf das Schloß bei Krajowa schaffen lassen, wo sich der treue Diener ausschließlich der Pflege seines Herrn widmete. Orfanik hatte ihm willig die Phonogrammenplatten abgetreten, die die anderen Gesänge La Stillas enthielten, und wenn Franz die Stimme der großen Künstlerin hörte, dann erwachte er zu einiger Aufmerksamkeit, gewann er vorübergehend die geistige Klarheit wieder, und es schien, als ob seine Seele im Andenken an die unvergeßliche Vergangenheit neu auflebte.

Nach Verlauf einiger Monate war der junge Graf wieder genesen, und dann erst erfuhr man von ihm die Einzelheiten aus der letzten Nacht im Karpathenschloß.

Die Hochzeit der reizenden Miriota und Nic Decks wurde nach den dafür vorgesehenen 8 Tagen nach der Katastrophe gefeiert. Nachdem die Brautleute den Segen des Popen im Nachbardorf Vulcan erhalten hatten, kehrten sie nach Werst zurück, wo ihnen Meister Koltz das hübscheste Zimmer seines Hauses einräumte.

Wenn jene Erscheinungen nun auch eine ganz natürliche Erklärung gefunden hatten, darf man doch nicht glauben, daß die junge Frau an übernatürliche Vorkommnisse in der Burg nicht mehr geglaubt hätte. Nic Deck konnte predigen, soviel er wollte – und Jonas auch, denn ihm lag daran, die alte Kundschaft des ›König Mathias‹ wieder heranzuziehen – sie ließ sich nicht eines besseren belehren, so wenig übrigens wie Meister Koltz, der Schäfer Frik, der Magister Hermod und die anderen Bewohner von Werst. Es werden wohl noch viele Jahre vergehen, ehe die wackeren Leute hier sich von ihrem eingewurzelten Aberglauben befreien.

Doktor Patak freilich, der jetzt wieder das große Wort hat, sagt einem jeden, der es hören will: »Na, hatte ich nicht recht? Geister im Schloß! Gibt's denn überhaupt Geister?«

Aber kein Mensch achtet darauf, und die Leute bitten ihn sogar, zu schweigen, sobald er seine Spötteleien zu weit treibt.

Auch Magister Hermod hat natürlich nicht aufgehört, seinem Schulunterricht die transsilvanischen Sagen zugrunde zu legen, und noch lange, lange Zeit wird auch der jüngere Nachwuchs von Werst daran festhalten, daß Geister aus der andern Welt im Karpathenschloß ihr Wesen getrieben hatten.